



*„Rosen, Tulpen, Nelken ...“*  
*Ein Poesiealbum für die EFH*

©2007 Blumhardt Verlag

Evangelische Fachhochschule Hannover  
Blumhardtstraße 2  
D-30625 Hannover  
[www.blumhardt-verlag.de](http://www.blumhardt-verlag.de)  
Alle Rechte beim Verlag  
1. Auflage 2007

Gestaltung: Silke Gravert  
Lektorat: Martin Cordes  
Druck: Prisma Express Druck Hannover

ISBN 978-3-932011-70-2

*„Rosen, Tulpen, Nelken ...“*

**Ein Poesiealbum für die EFH**

Herausgegeben von Monika Tibbe

## **Inhalt**

---

### *Arbeit und Leben*

Darf man hier auch mal lachen? _____	08
„Weil wir ja Familie waren“ _____	10
Suchbilder _____	14
Gemeinsam leben und lernen _____	16
Die Faustballgruppe _____	26
Kaffeegeschichten _____	28
Das EP _____	30
Roter Setzkasten _____	32
Mahnung _____	34
Pfiffige Studierende _____	36
Suchbilder _____	38
„Was wir nicht missen möchten“ _____	40

### *Besondere Tage*

Glockenklänge _____	42
Andacht mit Salzstangen _____	43
Freitag der 13. _____	44
Vor dem Theater _____	46
Herzensfragen _____	50

### *Denken*

Fabelhafte Einfälle _____	52
Mobiles Wissen _____	54
Nur Mut _____	56
Qualität _____	58

### *Lernen*

Die Bibliothek der Sinne _____	60
Alles in Ordnung _____	62
Nett _____	64
Lesefrüchte _____	66

### *Loben und Danken*

Grußwort _____	68
Klagemauer _____	69
„Göttlicher Fingerzeig“ _____	70
„Danke“ _____	72

### *Mittag und das täglich Brot*

Möhreneintopf _____	74
---------------------	----

### *Natur und Jahreszeiten*

montagsmorgenmensaskizze _____	78
Sommer-Bank _____	80
Winter-Cafete _____	82
Campusgeflüster _____	84
Glücklich _____	86

### *Abschied*

Wechsel der Dinge _____	88
Die Ehemalige, oder: Was bleibt _____	90
Ohne EFH _____	92

<i>Leere Seiten</i> _____	94
---------------------------	----

<i>Quellenangaben</i> _____	98
-----------------------------	----

---



## Vorwort

Was ein Poesiealbum ist, weiß man so ungefähr, die Älteren besser als die Jüngeren und Frauen besser als Männer. Viele Mädchen – Jungs eher selten – haben auch heute noch eins. Das Album wird von der Besitzerin an ausgewählte Personen gegeben, die dann eine Doppelseite gestalten, indem sie Texte hineinschreiben und Bilder hineinmalen oder -kleben. Das Poesiealbum dient der Erinnerung und wird vor allem in Phasen des Übergangs wie etwa Schulwechsel oder Umzug genutzt.

Die Texte für Poesiealben sind meist nicht selbst verfasst, sondern man bedient sich aus einem Fundus von tradierten Spruchweisheiten oder Kurzgedichten, wie man sie heute z.B. unter [www.meinpoesiealbum.de](http://www.meinpoesiealbum.de) finden kann. Das im Titel zitierte Gedicht lautet vollständig: „Rosen, Tulpen, Nelken / alle Blumen welken / aber nur die eine nicht / und die heißt Vergissmeinnicht“. Der beliebteste Poesiealbum-Spruch stammt von Goethe und ist noch kürzer: „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut“. Auch dieses Zitat bot sich als Titel an, ebenso die verballhornte Fassung „... hilfsbedürftig und gut“. Dagegen sprach, dass es allzu gut zur Evangelischen Fachhochschule passt und so Gefahr läuft, als Maxime ernst genommen zu werden. Das „Poesiealbum für die EFH“ unterscheidet sich in mancherlei Hinsicht von den Poesiealben junger Mädchen.

Ein Unterschied ist der, dass dieses Album nicht einer einzelnen Person gehört, sondern einer Institution. Da wir alle aber Teil dieser Institution, dieses Gemeinwesens sind oder waren, ist es auch unser Buch. Und dies im doppelten Sinn: als ProduzentInnen und LeserInnen. Indem wir über die EFH schreiben oder nachdenken, eignen wir uns die EFH in besonderer Weise an, dem griechischen Ursprungswort „poiesis“ entsprechend, das „schöpferische Gestaltung“ bedeutet.

Das Buch ist eines zum Hin- und Herblättern, man muss es nicht von vorn bis hinten durchlesen. So verschieden wie die Texte und Bilder sind, so werden auch die Leserinnen und Leser verschiedene Zugänge entwickeln. Anders gesagt: Das Buch gewinnt seinen Sinn, seine Bedeutungsfülle erst durch die Assoziationen und Gedanken, die sie im Kopf der Lesenden auslösen. Für diese Gedanken, für eigene Erinnerungen, Fotos oder was auch immer stehen „Leere Seiten“ am Schluss des Albums zur Verfügung.

Die Kapitelüberschriften stammen aus zwei Quellen, die zum Gegenstand passen: die eine Hälfte habe ich dem Evangelischen Gesangbuch entnommen, die anderen sind Rubriken von Poesiealbumstexten. Welche Überschrift aus welcher Quelle stammt, möge jede/r selbst herausfinden.

Das Buch hat eine Geschichte, die ich hier kurz skizzieren will, weil sein Konzept von Ereignissen überrollt wurde, durch die das ursprüngliche Vorhaben sich geändert hat, ändern musste.

Anfang 2005 entwickelte ich das Konzept für das praxis-bezogene Forschungsvorhaben "Kreatives Schreiben als Förderung der Hochschulkultur". Ich hatte vor, eine Anthologie mit Texten über die EFH zu erstellen, Texte, die zum einen in den entsprechenden Seminaren mit Studierenden entstehen sollten, zum anderen in einer Gruppe von interessierten MitarbeiterInnen der EFH. Das Vorhaben wurde für das Wintersemester 2006/07 bewilligt.

Im Sommer 2005 wurde deutlich, dass die Landeskirche auf Dauer nicht mehr Trägerin der EFH sein wollte; im Herbst fasste die Synode den entsprechenden Beschluss und die Verhandlungen mit der staatlichen Fachhochschule bzw. der Landesregierung begannen. Die folgende Zeit war geprägt von der Angst um den eigenen Arbeitsplatz, von Irritationen, Missverständnissen, Enttäuschungen, Zorn und Resignation. Parallel dazu lief die Umstellung der Studiengänge auf Bachelor und Master. Da blieb kein Raum für das Nachdenken darüber, was die EFH kennzeichnen könnte, vielleicht liebenswert macht, und ein Interesse am Aufschreiben konnte schon gar nicht entstehen.

Was tun? Die Situation war nicht zu ändern, wohl aber das Vorhaben. Aus dem Anthologie-Projekt wurde das Projekt eines Abschiedsbuches. Dafür hatte ich als Grundstock einige Texte aus den Seminaren „Kreatives Schreiben“ zur Verfügung. Doch die studentischen Beiträge konnten so ein Abschiedsbuch nicht allein tragen, sie konnten nur ein Teil sein.

Ich wandte mich an meine ehemaligen Kolleginnen und Kollegen, denn sie hatten die notwendige Distanz zur aktuellen Situation und gleichzeitig eine lang gewachsene Verbundenheit mit der EFH. Die Gespräche mit ihnen haben mich erfreut, gerührt und manchmal auch überrascht. Da lohnte die Mühe, die eine Bearbeitung von Tonaufzeichnungen nun einmal mit sich bringt.

Trotz der skizzierten widrigen Umstände haben dann auch einige der jetzigen KollegInnen noch Texte verfasst; in einem Messagesprach erhielt ich einen Hinweis auf eine ungewöhnliche mail-Korrespondenz; die Vorlesungsverzeichnisse waren eine ergiebige Fundgrube; archivierte Zeitungsartikel lenkten den Blick auf besondere Ereignisse; einige KollegInnen stellten mir Gedichte und Fotos aus privaten Archiven zur Verfügung – und, und, und. Letztlich kam dann doch so viel Material zusammen, dass ich auswählen konnte und musste. So waren z. B. Geschichten, die auf Kosten von bestimmten

Se 9. 11. Sitzung  
abst. M. den 2.

Freitag den 21.

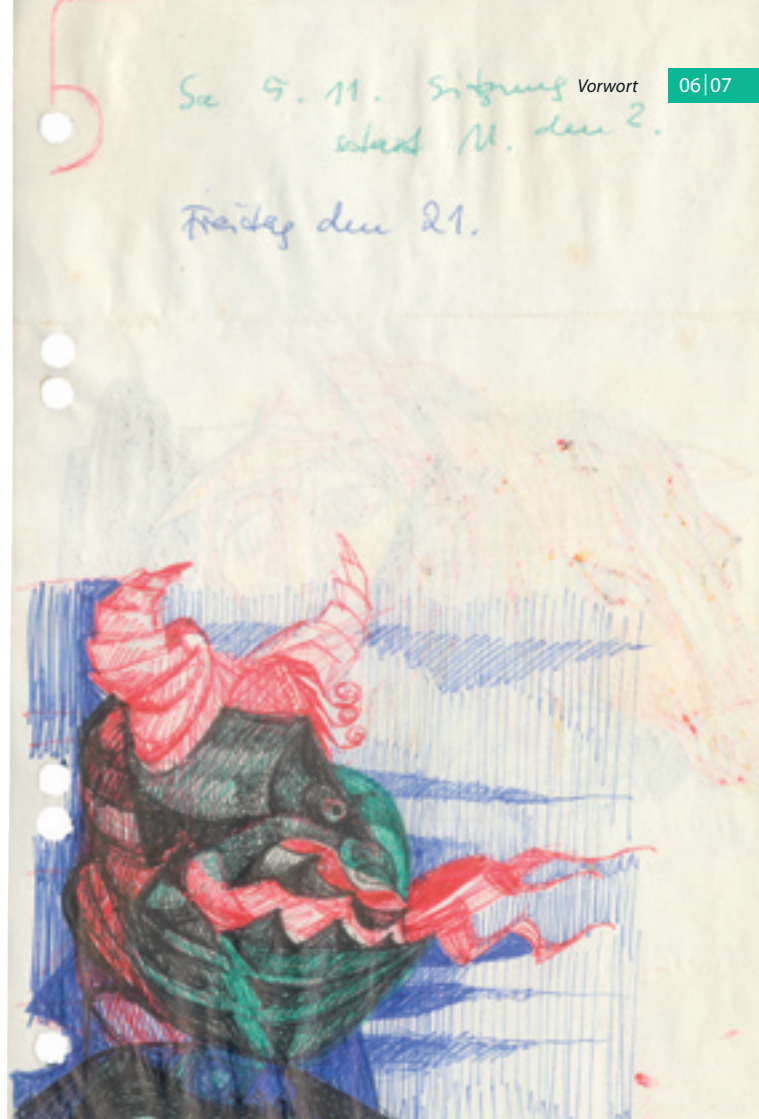
Personen gehen, nicht geeignet, obwohl sie durchaus ihren Reiz haben können und zweifellos auch Klatsch und Tratsch eine Gemeinschaft zusammenhält.

Andererseits fehlen Aspekte der EFH, die ich gern ins Buch hineingenommen hätte. Bereichernd wären etwa Interviews mit oder Beiträge von neuen KollegInnen gewesen, Blicke auf ein Gemeinwesen, das uns, die wir schon länger dazugehören, so vertraut ist, dass wir seine Besonderheiten gar nicht mehr wahrnehmen.

Weil das „Poesiealbum“ ein Abschiedsbuch ist, ist die Zukunft hier noch nicht in den Blick geraten. In einem Punkt aber deuten sich zukünftige begrüßenswerte Möglichkeiten schon an: Für die grafische Gestaltung konnte ich Silke Gravert gewinnen, Studentin der FHH, Fachbereich Design und Medien. Bei ihr und bei Martin Cordes, Berater und Lektor, dazu bei all den Kolleginnen und Kollegen, die auf unterschiedliche Weise an diesem Buch mitgewirkt haben, bedanke ich mich und wünsche uns allen viel Vergnügen beim Lesen, Anschauen und Aneignen.

Hannover, Mai 2007

Monika Tibbe





## Darf man hier auch mal lachen?

Wo ist mein Schlüssel?  
Fangen wir viertel nach an oder s. t.?  
Ist die Post schon durch?  
Wer hat das gesagt?  
Kann ich mal ganz schnell ...?  
Wenigstens du verstehst mich!  
Die mail habe ich nicht gekriegt!  
Ich war schon letztes Mal dran!  
Kann mir mal jemand sagen, wo wir sind?  
Montags kann ich nicht!  
Fenster auf!  
Ich frag ja nur mal ...  
Das ist bei mir nicht angekommen.  
Kannst du mich mal kurz vorlassen, ich habs eilig.  
Wo sind meine Studis?  
Auch wenn mich jetzt alle beschueuert finden ...  
Und was machen wir jetzt damit?  
Wieso ich?  
Wo ist mein Seminar?  
Seid ihr immer noch nicht weiter?  
Hast du das mal hinterfragt?  
Warum wirst du jetzt so aggressiv?  
Warum ist im Sommer der Campus immer wie leer gefegt?  
In welchem Raum tagen wir eigentlich?  
Wer ist heute mit dem Protokoll an der Reihe?  
Das müssen wir erst mal definieren.  
Warum stinkt es hier so?  
Dafür komm' ich nicht extra nach Hannover.  
Gibt es dafür einen Zuschuss?  
Wann werden die Pavillons abgerissen?  
Wer hat den Sekt geklaut?  
Wo ist der Hausdienst?  
Da ist noch viel Luft drin.  
Darf man hier auch mal lachen?

## *„Weil wir ja Familie waren“*

---

Interview (Monika Tibbe) mit Christel John am 29.11.2006

*Christel, wann hast du hier an der Hochschule angefangen?*

Das war im April 65. Vor 41 Jahren. Ich war erkältet und so heiser, dass ich kaum ein Wort sprechen konnte. Meine neuen Kolleginnen wollten mich zu einem Begrüßungsabend einladen, es sollte Hähnchen geben – das Modeessen damals. Aber ich konnte nur in meinem Internatszimmer bleiben und mich pflegen. Das war hier oben, auf diesem Flur, ganz hinten in der Ecke.

*Dein Büro?*

Nein, das Zimmer war mein Zuhause. Ein Bett, ein Sessel und ein Tisch, dazu dann meine eigenen Möbel. Es war ganz gemütlich. Und wir waren zu dritt hier oben.

*Moment, das muss ich erst mal verstehen. War das eine Übergangslösung, dass ihr hier gewohnt habt?*

Das war ganz offiziell. Wir kriegten ein ziemlich kleines Gehalt, aber dafür war die Miete sehr gering. - Später sind die Zimmer an Studenten vermietet worden, da sind wir dann in die Fallingbosteler Straße gezogen, alle drei Frauen. Das war wohl die erste WG in der Fallingbosteler Straße.

*Wo ist die denn?*

In der Heidesiedlung, das ist nur um die Ecke. In der Schule wurden wir von unserem Zerberus, Frau Schlutter beobachtet. Die Hausdame. In der WG waren wir etwas ungestört.

*Von Frau Schlutter habe ich schon gehört. Aber was ist das, eine Hausdame?*

Sie schwebte über allem. In einem Internat muss vieles betreut werden: Haus, Garten, Küche. Sie hielt Kontakt zum Direktor und den Dozenten. Sie plante mit der Küchenleiterin und betreute mit den Praktikantinnen die Wäschekammer. Sie achtete auf die Moral im Internat. Es gab ein Frauenhaus und mehrere Männerhäuser. Das feine Ohr von Frau Schlutter hörte ganz genau, wenn ein Mann durchs Haus trampelte.

*Aber dann musste sie ja auch hier wohnen, oder?*

Ja, sie hatte hier, in Haus IV, eine kleine Wohnung im Parterre, anderthalb Zimmer mit Bad. „Wohnklo mit Kochnische“ – der Ausdruck stammt von den Dozenten. Frau Schlutter lebte da mit ihrem Wolfspitz Afra und empfing auch Studenten, Dozenten, Mitarbeiter zum Gespräch. Nach jeder Weihnachtsklausur trafen sich die Dozenten da unten bei Heringssalat und Doornkat. Sie schlossen dann wieder Frieden, weil es bei der Weihnachtsklausur oft hoch her ging.

*Weihnachtsklausur, was ist das?*

Das war eine Zusammenkunft der Dozenten vor Weihnachten, eine Planungskonferenz.

*Wie lange dauerte die?*

Meistens eine Woche.

---

*Na, das ist aber lang.*

Das war lang. Wir, die Mitarbeiterinnen im Büro, haben dann artig Dienst geschoben, auch am Samstag. Wir waren die Kaffeelieferanten und die Atmosphäre-Schaffenden, mit Weihnachtsgebäck und allem Möglichen. Und schnell Kopien machen. „Ach, kommen Sie mal schnell rüber!“ „Machen Sie mal dies! Machen Sie mal das!“ Aber es war schön, trotzdem - wir gehörten eben dazu.

...

*Noch mal zurück. Die Hausdame, die hatte zur Befriedung der Konflikte, die da aufgebrochen waren, den Doornkat. War denn das moralisch?*

Das war moralisch. Es war Medizin. Frau Schlutter war ja zuständig für die Moral. Wehe, wenn ein Student zur falschen Zeit in Haus IV auftauchte oder sich nicht bei ihr angemeldet hatte. Dann riss sie die Tür auf: „Na, was machst du mit deinen Flurschadenbeinen schon wieder auf der Treppe?“

*Flurschadenbeine?*

Ja.

*Was sind denn das?*

Das sind die, die eben den Flurschaden machen. Auch auf den Beeten. Frau Schlutter hatte ja eine wunderbare Rabatte angelegt, mit Ablegern aus der Nachbarschaft und Pflanzen aus dem Annapark. Und einen Küchengarten

gabs auch. Da wurden Kräuter gezüchtet von den Praktikantinnen aus der Küche. Petersilie, Schnittlauch, auch ein paar Gemüsesorten.

*Wir haben immer noch einen Kräutergarten.*

Siehste.

...

Beim Examen war's so, dass wir an dem Tag überhaupt nicht arbeiten konnten. Wir sind durch die Räume geschlichen und haben die Studenten behudelt und waren immer froh, wenn alle durchkamen. Aber in einem Jahrgang waren damals auch nur dreiundzwanzig Studenten. Die konnte man ja auch wunderbar pflegen.

*Nachher wurden es sehr viel mehr Studierende. Hast du das als starke Veränderung erlebt?*

Eigentlich nicht, weil ich diese Idee von Bemuttern einfach behalten habe. Ich hab das immer wieder gemerkt, wenn ich zu Weihnachtsfeiern versucht habe, die Leute zum Mitmachen zu aktivieren. Na, jetzt heb ich mich aber aufs Tablett. Aber es war eben so: wenn nicht einer den Pieks machte, dann kam nichts. Und dann waren wieder alle dabei. Und das bröckelte natürlich ab, je mehr Studenten kamen, und irgendwann waren wir nicht mehr so leistungsfähig für diese privaten Geschichten. – Früher haben wir auch alle gemeinsam die Examensfeten gemacht. Erst ganz pompös in der Aula und anschließend im Feten-

keller eine Etage tiefer. Da gab es alte Möbel und ein verstimmtes Klavier.

*Im Keller unter der Aula? Den gibt's ja noch. Aber nicht als Fetenkeller.*

Da waren dann die Nachtschwärmer versammelt, bis morgens. Und dann hörte man plötzlich ein Platschen im Teich. Wir kuckten aus dem Fenster, was da nun wieder passiert war. Da schwammen die leicht oder schwer Angeheiterten in ihren Unterhosen durch den Teich.

*Die Studierenden? Oder auch die Lehrenden*

Nein, nein, nur die Studierenden. – In den Fetenkeller gingen aber auch die Dozenten.

*Die Mitarbeiter auch?*

Mitarbeiter auch, wir gehörten einfach dazu. – Weil wir ja Familie waren.

*Familie?*

Ja. Natürlich war das später für die Leute nicht mehr verständlich.

...

Die Andachten in der Kapelle wurden von den Dozenten abgehalten, im Wechsel. Ohne Orgel. Wir hatten Gesangbücher und haben gesungen. Jeden Morgen.

*Jeden Morgen?*

Jeden Morgen, und wehe ein Student fehlte. Da musste er sich sehr entschuldigen. Andacht für alle, das galt auch für die Externen – nach einem halben Jahr durften die

Studenten ja auch draußen wohnen. Wir waren alle versammelt zur Andacht morgens um halb neun. Danach begann dann der Unterricht.

*Jetzt haben wir noch etwas, was mit zum Kodex gehörte. Erstens: Trennung von Jungs und Mädchen, oder besser: Männern und Frauen, zweitens: nicht über die Blumenbeete latschen und drittens: zur Andacht gehen.*

Ja, und ganz pünktlich zum Mittagessen zu kommen. Keiner durfte da zu spät kommen, es wurde nämlich ein Tischgebet gesprochen. Und die entsprechende Kleidung musste man anhaben. Einmal kam einer mit kurzen Hosen an, der musste wieder zurückgehen und musste sich ordentlich anziehen. Der Beginn des Essens wurde verschoben.

...

Wir haben auch einen Kirchentag mit ausgerichtet. Hilde Garbe und ich haben im Rektorat geschlafen und die Einquartierung von Leuten betreut. Als ein Teilnehmer in der Nacht dringend zum Zahnarzt musste, bin ich mit ihm in die MHH gefahren. Morgens haben wir Kaffee gekocht, Essen ausgegeben, bis die Küchenfrauen kamen und übernommen haben.

*Wann war das ?*

Wir waren schon Fachhochschule. Vielleicht der 10. Kirchentag. – Da siehst du mal wie lange wir diese Vorstellung von Familie hatten. Aber guck mal, da war das auch noch mög-



lich. Da hatte ich auch noch den Generalschlüssel. - Ziemlich spät am Abend kam noch ein Dozent von der Freiburger Fachhochschule mit zehn oder zwölf Studenten, unangemeldet. Da hab ich aus freien Stücken, weil ich keinen mehr erreichen konnte, alle Dozentenzimmer aufgeschlossen und die Leute da reingepackt zum Schlafen.

*Ja, aber gab es da denn überall was zum Schlafen?*

Nee, aber die Leute hatten ja Schlafsäcke. Weiß auch nicht, wie die das gemacht haben, jedenfalls war das völlig in Ordnung. Alle fanden es toll. - Also das war ne Notlösung, was sollst du machen. Ich hab aber immer den Mut gehabt, solche Sachen einfach an mich zu ziehen und manches ist mir dann natürlich auch angekreidet worden.

*Einfach unkonventionell gehandelt, weil es notwendig war.*

Es passte. - An einem Abend klopft es. Ich lag hinter dem Schreibtisch im Rektorat, hatte da mein Bett aufgeschlagen und Hilde Garbe lag hinten an der Wand im Schrankbett. Also, es klopft und wer stand da: Der Rektor. Suchte sein Beffchen. Ein Schussel.

*Aber er wusste ...*

Er wusste, dass wir da beide schlafen, aber er brauchte das Beffchen für die Abendandacht doch noch.

*Es gab ein Schrankbett im Rektorat?*

Ja.

*Da muss ich mal fragen, ob das ...*

Nee, das ist schon weg, auch der Kühlschrank mit Ge-

tränken. Nach den langen Senatssitzungen traf man sich schon mal im Rektorat beim Cognac. Wenn ich dann morgens zur Arbeit kam, standen da manchmal noch die Gläser und die vollen Aschenbecher. Ich durfte dann saubermachen. Der Reinigungsdienst kam ja nur abends. Gut, und dann beim dritten Mal hab ich gedacht, so jetzt rutsch´ mit den Buckel runter, und hab alles so gelassen. Und dann kam der Rektor rein: „Was ist denn das hier?“ Ich sage: „Ich bin doch nicht Ihre Himbeermaria“.

*Himbeermaria. Was ist das?*

Das ist ein Ausdruck von Hilde Garbe. Heißt soviel wie der „A... vom Dienst“.

...

*Viele sagen, es sei hier immer so harmonisch gewesen, früher. Ich habe das nicht so empfunden, ich erinnere mich an viele Konflikte, auch heftige. Wie siehst du das denn?*

Konflikte – klar: bei so einer Menge Menschen gab’s immer welche. Aber sie wurden aufgelöst. Und grundsätzlich erschien es uns als Harmonie.

*Dir auch?*

Ja, unbedingt. Ich hab neulich noch mal eine alte Kollegin getroffen, die das genauso empfunden hat. Wir konnten auch Vorschläge machen, Ideen einbringen. Die wurden akzeptiert. Oder begründet abgelehnt. Man konnte wirklich richtig mitarbeiten. Und das brachte für mich auch eigentlich die Harmonie.

## Suchbilder





## ***Gemeinsam leben und lernen***

---

Gesprächsrunde mit Jochen Dittrich, Horst Exner, Dieter von Kietzell, Helmut Kiewning, Sybille Kleiner, Frieder Müller, Karin Strang, Monika Tibbe und Jan Tillmann am 15.11. 2006

**M.T.:** Die Wichernschule war ja anfangs ein Internatsschule. Die Studierenden wohnten auf dem Gelände, mussten hier wohnen. Erst später durften sie auch außerhalb wohnen.

**H.E.:** Und das ist auch der Grund gewesen, weshalb zum Beispiel zwar verheiratete Männer studieren durften, die mussten dann hier wohnen, aber verheiratete Frauen durften nicht studieren, weil die zu ihrem Mann und zu ihrer Familie gehören.  
(Gemurmelt)

**M.T.:** Für die Dozenten galt das nicht?

**H.E.:** Nein, soweit ich mich erinnere. Nein.

**D.v.K.:** Die Kolleginnen und Kollegen, die neu hierher kamen, für die wurde ein Zimmer als Übergangsraum zur Verfügung gestellt. Ich zum Beispiel, aber auch andere, die neu waren, haben dann für Wochen hier gewohnt. Aber ich erinnere mich nicht, dass es eine Wohnpflicht auf dem Campus für Kollegen gegeben hätte. Nur ein Angebot, sich in Ruhe von hier aus eine Wohnung zu suchen.

**M.T.:** Aber gab es für die Dozenten nicht auch eine stärkere

Anwesenheitspflicht? Mussten sie nicht auch zu den gemeinsamen Mahlzeiten erscheinen und in der Kapelle zur Andacht?

**H.E.:** Es bestand Andachtspflicht. Für die Studierenden und für uns auch.  
(Gemurmelt)

**D.v.K.:** Also ich erinnere mich nicht, dass es eine Andachtspflicht gegeben hätte.

**H.E.:** Andachtspflicht bestand für die Studierenden auf alle Fälle.

**F.M.:** Vielleicht musste Horst immer zur Andacht.

**H.E.:** Bitte?

**F.M.:** Vielleicht musstest du immer zur Andacht.  
(Gelächter)

**J.D.:** Ich denke, man muss das in der Parallele zu den Stephanstiftsregelungen sehen. In der Diakonenfachschule gab es nämlich ähnliche Festlegungen. Also zum Beispiel war es dort noch so, dass die Eingestellten sich bei einem Essen beim Vorsteher in seiner Wohnung mit den Frauen vorstellen mussten. Und wenn dieser Dozent unverheiratet war, aber vielleicht

schon im verlobten Zustande, dann gab es dort im Keller das sogenannte Bräutezimmer, wo die Bräute schlafen durften. Nicht der Bräutigam, sondern nur die Bräute. Und die mussten mit vorgeführt werden bei diesem Essen. Der Vater der Institution, der hatte einen Blick auf alle. Und dies ist so eine Tradition, die ist gemindert, aber doch hier herüber gerettet worden. Das muss man so sehen. Denn zunächst wurde da nicht zwischen der Wohlfahrtspflegerschule oder Wichernschule und der Diakonenfachschule getrennt, sondern das war alles eins.

**H.E.:** Also, das Campusmodell basierte auf einer damals weit verbreiteten Vorstellung, ich habe die auch in Wilhelms- haven an der Hochschule für Sozialwissenschaften erlebt, nämlich der Vorstellung von der Gemeinschaft der Lehrenden und Lernenden. Und diese Gemeinschaft der Lehrenden und Lernenden, die wurde, an der Wich- ernschule jedenfalls, unter anderem auch intensiv da- durch gepflegt, dass regelmäßig gemeinsame Studien- fahrten stattfanden. Nach Frankreich zum Beispiel. Und ich war vier Wochen zusammen mit Eva Figge und zwei Klassen in Israel. Also die Studienfahrten hatten schon einen durchaus gemeinschaftsstiftenden Charakter. In- teressant ist, dass bei allem Gemeinschaftsstreben es eins nicht gab, nämlich dass Studierende und Lehrende sich duzten.

**M.T.:** Das kam erst später. Und ändert sich jetzt gerade wieder.

**K.S.:** In den 70ern. Zweite Hälfte 70er Jahre.

**S.K.:** Als Folge der Studentenbewegung.

**H.E.:** Die so genannte politische Bildung, die wurde von dem Kollegium und gerade auch der Schulleitung intensiv gefördert. Und das führte zum Beispiel dazu, dass wir 1967, als Benno Ohnesorg umgekommen war, hier in die Technische Universität in Herrenhau- sen zur Gedenkveranstaltung gingen. Und dann zog die Trauergemeinde - und wir gehörten eben mit dazu - von Herrenhausen zur Stadionsporthalle, wo es diese riesengroße Demonstrationsveranstaltung mit Habermas, Dutschke, Rabehl usw. gegeben hat. Das ist eine der Geburtsstunden der 68er Bewegung gewesen, und wir haben es geradezu als eine Selbstverständ- lichkeit betrachtet, dass wir dabei waren.

**F.M.:** Aber hat sich diese Kultur nicht viele Jahre erhalten? Also ich kann mich an unzählige Demonstrationen er- innern, wo die Studierenden und die Dozenten zusam- men aufgetreten sind. Oder wenn man an politische Ereignisse denkt wie den Golfkrieg zum Beispiel, das konnte überhaupt nicht stattfinden, ohne dass es hier auch Thema wurde, und zwar der ganzen Hochschule. Durch Vollversammlungen oder in Seminaren. Also da waren wir doch viele Jahre, und mit uns die Studieren- den, sehr, sehr politisiert.



## Spitzel pickten Studenten aus der Vorlesung



**K.S.:** Doch, das würde ich auch unterstützen. Ich bin ja von der staatlichen Fachhochschule in Dortmund gekommen, und da war es schon auffallend, wie stark hier diese Gemeinsamkeit und diese gemeinsame Auseinandersetzung, das gemeinsame Aufgreifen von auch zeitgeschichtlichen Fragen und Themen eine Rolle spielte. Die Fachhochschule in Dortmund war ja ziemlich links gerichtet und ich weiß noch, dass ich von meinen Kollegen gefragt wurde: „Wie kannst du an eine evangelische Fachhochschule gehen!“ Und in meinem ersten Brief an meine Kollegen habe ich geschrieben: „Es ist gar nicht so schlimm. Es gibt eine Kapelle, die ist eine Rumpelkammer, da steht alles Mögliche drin. Dann gibt es viele Theologen, die machen den Soziologen Konkurrenz von den Themen her“. Ich habe das als sehr positiv empfunden. Bei der Vorstellung im Kuratorium, da hat man mich auch gefragt: „Warum bewerben Sie sich an einer evangelischen Fachhochschule“, und damals konnte ich noch sagen, „Es stört mich nicht“, - das habe ich wörtlich gesagt - „ich mache das aus familienpolitischen Gründen. Aber ich weiß, dass die Kirche eine sehr große Bedeutung hat für die soziale Arbeit“. Ich fand es sehr interessant zu sehen, wie mit dem neuen Status Fachhochschule dann doch eine gewisse Abkehr von vorherigen Werten da war und auch eine Öffnung da war für Menschen, die eben

nicht so ganz stark aus dem kirchlichen Raum kamen.

**M.T.:** Wann war das?

**K.S.:** Im Herbst 73. Mir hat das sehr imponiert. Ich habe es als eine positive, aufgeschlossene Haltung erlebt. Im Vergleich zu Dortmund war dieses Streben, jemanden zu beeinflussen in bestimmte Richtungen, hier nicht ausgeprägt. Sondern man hatte hier den Spielraum, Akzente zu setzen, die für einen selbst wichtig waren, die man leben konnte.

**F.M.:** Ich frage mich, ob diese Campustradition, die Gemeinschaft von Lehrenden und Lernenden, von der du gesprochen hast, Horst, ob die sich nicht auch in unseren Gremien niedergeschlagen hat. Ich kann mich nicht erinnern, dass da irgendjemand mal so eine Basta-Politik gemacht hat. Sondern Grundsatz war, dass man diskutiert hat bis hin zu Konsensentscheidungen, und wenn es in die Nacht ging. Das war so ein Moment, denke ich, von Gemeinschaft, dass eine Gruppe nie die andere überstimmt hat bis auf ganz wenige Ausnahmen. Wir haben uns dadurch die ganz großen Konflikte mit den Studierenden erspart. Da haben andere Leute immer gesagt, das ist aufwendig. Und das Landeskirchenamt: „Wie könnt ihr da tagelang über etwas diskutieren“. Aber im Grunde war es langfristig doch effektiv.

...

**D.v.K.:** Zu einem Thema, das wir kurz vorher schon mal hatten, zum Zusammenhang von Leben und Lernen. Ich glaube, dass es diesen Zusammenhang für die Lehrenden nicht gab, aber für die Studierenden gab es ihn. Zwei Beispiele: Als ich hier anfang, wurde mir als erste Aufgabe zuteil, den Studierenden, die in dem Wohnheim wohnten, ganz deutlich zu machen, dass die Regelung, dass die Männer die Zimmer der Frauen bis 22 Uhr zu verlassen hätten, ganz streng doch wie-der einzuhalten wäre. Ich habe damals ...

**M.T.:** Aber was hattest du denn damit zu tun?

**D.v.K.:** Ja, ich kriegte als neu eingestellter Theologe die Aufgabe, mit den Studierenden diese ethische Frage zu behandeln. Ich habe mich dann dafür eingesetzt, dass es nicht Sache der Schulleitung ist, diese Uhrzeit einzuhalten, zumal das, was die Schulleitung sich vorstellt, was nach zehn gemacht wird, natürlich auch vor zehn machbar ist. - Ein anderes Thema hat uns dann aber als Dozenten kontrovers einen langen Abend beschäftigt, das war, als bekannt wurde, dass ein Studierender, der im Wohnheim wohnte, einen Goldhamster gegen die Wand geschmissen hat, so dass er tot war. Vielleicht auch mehrmals. Die Frage war nun: Kann jemand, der einen Goldhamster gegen die Wand wirft, Sozialarbeiter werden. Das haben wir ganz ernsthaft sehr lange rauf- und runterdiskutiert. Ein liebenswerter Kollege,

der war dann später stellvertretender Bürgermeister hier in Hannover, hat damals deutlich darauf insistiert, dass uns eben dieses Privatleben der Studierenden nichts angeht. Und die Frage, ob jemand beim Töten von Goldhamstern sich disqualifiziert für den Sozialarbeiterberuf, mag man so oder so beantworten, das geht jedenfalls nicht in Ausbildung und schon gar nicht in Prüfung ein. Die Positionen waren etwa fifty fifty verteilt, - Horst, du wirst dich erinnern, nicht? Gut, und damit haben wir uns schließlich an diesem Grundsatz orientiert: was in der Freizeit in den Wohnheimen geschieht ist zu trennen von der Ausbildung. Und das war sozusagen das Ende dieses Gedankens vom gemeinsamen Leben und Lernen.

**F.M.:** Das Ende? Ich weiß nicht. Es ist ja im Zusammenhang mit der Jugendzentrumsbewegung sehr viel diskutiert worden, auch in der Literatur, dieses gemeinsame Leben und Lernen. Und ich frage mich schon, ob wir nicht auch die Idee hatten, dass in unseren Projekten, wenigstens partiell, so etwas stattfinden könnte.

**K.S.:** Aber auf einer anderen Ebene. Was ich so aus den Erzählungen weiß, da ging es in der Wichernschule ja um ein Hineinholen der Studierenden in eine vorgegebene moralische Struktur. Während das, was wir dann in den Projekten oder auch in bestimmten längerfristigen Veranstaltungen gemacht haben, war ja eher die

---



gemeinsame Suche nach geeigneten Formen des Lebens und der Wertorientierung. Und das ist, denke ich, schon ein ganz zentraler Unterschied.

**H.E.:** Ja, ich stimme dir zu, einen Qualitätswandel hat es schon gegeben. Nur der Grundsatz, der ist erhalten geblieben. Nämlich der Grundsatz des gemeinschaftlichen Lebens und Arbeitens, der ist eben in der Frühzeit der Fachhochschule mit in die Projekte eingeflossen. Und ich denke und hoffe, dass das auch weiter so sein wird.

**F.M.:** Wobei Leben und Lernen ja sehr hoch gegriffen ist. Aber man wird doch sagen müssen, dass dieses Projektstudium, das uns gekennzeichnet hat, dass doch innerhalb dieses Projektstudiums ein anderer Umgang zwischen Studierenden und Lehrenden möglich war als im normalen Seminaralltag. Und ich glaube schon, dass uns das unterschieden hat von vielen anderen Hochschulen.

...

**M.T.:** Das klingt ja nun alles sehr harmonisch.

**F.M.:** Ich weiß nicht, wie es euch ging, aber meine Erinnerung ist, dass ich hier ein harmonisches Berufsleben hatte. Also ich denke, wir haben auch keine tiefgreifenden Konflikte in der Kollegenschaft gehabt, so wie man es von anderen Hochschulen hört.

**J.T.:** Sicher gab es welche, mit denen man besser konnte

oder weniger gut konnte, aber ...

**M.T.:** Sag mal, wart ihr denn schon weg, als die Rektorin zurückgetreten ist oder ... zurückgetreten wurde? (*Gemurmel*)

**F.M.:** Gut, das ist die Ausnahme, ja.

**K.S.:** Nicht nur. Ich denke, wir haben durchaus die Tendenz gehabt, dass Kollegen, die von ihrem ganzen Habitus her nicht so hinein gepasst haben, auch ganz massiv geschnitten worden sind. Und ich habe das auch als diskriminierend erlebt, muss ich sagen.

**H.E.:** Durch Kollegen?

**K.S.:** Durch Kollegen. Ganz massiv, ja. Ich weiß nicht, ob das was bringt, wenn ich Namen sage. Will ich jetzt eigentlich nicht.

...

**D.v.K.:** Noch eine andere Geschichte aus der Zeit der Wichernschule. Es gab auch Tränen und Schreien. Tränen gab es, weil ein, oder vielleicht manchmal auch zwei Mal im Jahr so genannte Dozentenklausuren stattfanden, da ist das Kollegium dann umgezogen in das Lutherheim nach Springe oder sonst irgendwo hin. Und dann haben wir da zusammen einen ganzen Tag von morgens bis abends getagt, und das brachte natürlich eine gewisse Übermüdung, einen gewissen Reiz, und das schlug sich dann in Spannungen, in Tränen nieder. Beim Kegeln und bei Spaziergängen ist

das dann ein bisschen wieder ausgeglichen worden, aber diese Klausuren waren deshalb gefürchtet, weil sie eben emotional ganz, ganz schwierig waren. Man musste eine unglaubliche Robustheit haben, um sich da zu behaupten. Und das war sozusagen die nicht harmonische Seite. - Das Schreien bezog sich darauf, dass eine Kollegin, die für die Ordnung und Sauberkeit der vier oder fünf Musenräume, der Werkstätten zuständig war, andere Vorstellungen von Ordnung hatte als die Leitung. Und dann wurde sie mal in das Zimmer zitiert, wo der Rektor und der stellvertretende Rektor zusammen sie beschuldigt, beschimpft hatten, und es war ein solches Geschrei, - ich kann von meiner Art das eigentlich nicht so gut aushalten, wenn zwei Männer eine Frau zusammen schreien. Ich wollte reingehen und dann haben lehrende Sozialarbeiterinnen, die auch da waren, gesagt „Dieter, das darfst du auf gar keinen Fall machen, die darf nicht von außen sozusagen gerettet werden. Die behauptet sich auch selber.“ Das war eine Situation, in der sehr, sehr heftig geschrien worden ist. Und mehrere Kolleginnen und Kollegen haben gesagt: „Ist das richtig, dass wir so etwas dulden, muss man das nicht unterbrechen?“ Und dann die Sozialarbeiterinnen, die ich da vor Augen habe, die sagten: „Nee, nee, das gehört mit dazu, wenn es solche konflikthafter Situationen gibt, dann

müssen die Betroffenen so etwas auch durchstehen, und können das auch.“ Das heißt also, es war nicht immer nur Friede, Freude, Eierkuchen, sondern das war etwas, was mir harmoniebedürftigem Theologen an eine Grenze des Fassbaren ging.

**M.T.:** Und ich kann mich auch an einen Konflikt erinnern, jetzt mit Studierenden. Da haben Studierende die Gebäude mit Ketten abgesperrt, um eine bestimmte Diskussion zu erzwingen. Niemand konnte in sein Büro, und niemand in die Seminargebäude.  
(Gemurmel)

**J.T.:** Was Monika meint, war eine Veranstaltung zum Thema Fünfzig Jahre Kristallnacht.

Die, bzw. einige, Studenten haben in der Nacht überall auf dem Gelände Nachtwachen gemacht und dann am Morgen die Ketten angebracht. Als ich aufs Gelände kam, wurde gerade überlegt, die Polizei zu holen. Ich hab dann mit den Studenten geredet und wir sind übereingekommen, in der Mensa ein Treffen zu machen, um über das Thema zu diskutieren. Der Witz ist gewesen, dass da schon die meisten Studenten nach Hause gefahren waren. Die haben sich gesagt, den Tag kann ich gut anders gebrauchen.

**D.v.K.:** Noch einmal etwas zur Seite der Harmonie. Eine sehr große Harmonie bestand meines Erachtens zwischen der Hochschule und dem Kuratorium. Es gab zu der

---

Zeit, wo ich noch Dekan war, oder auch wahrscheinlich danach und davor, kaum nennenswerte, langanhaltende Konflikte mit dem Kuratorium, die zu unseren Ungunsten entschieden worden wären. Es gab zwar immer die Frage, die eine Kuratoriumssitzung einleitete: „Was macht die kommunistische Gruppe?“ Und „Sind wieder Spray- Sprüche zugunsten der Abtreibung erschienen?“ Das waren sozusagen die Standardfragen. Dass das Kuratorium von uns vorgeschlagene Lehrende abgelehnt hätte, das hat es ganz, ganz lange eigentlich nicht gegeben.

**M.T.:** Als ich im Senat war – Manfred Bergs war damals Rektor –, habe ich mal eine kleine Statistik gemacht, wie oft das Kuratorium nicht Platz eins genommen hat. Das war erheblich mehr als jede staatliche Universität sich gefallen lassen musste.

**S.K.:** Also ich bin ja damals auf Platz eins gewesen, wenn ihr euch noch erinnert, als es um den berufsbegleitenden Studiengang Sozialarbeit/Sozialpädagogik ging, den wir im Fachbereich aufgebaut haben. Ich war damals Dekanin und habe die Federführung für den Studiengang gemacht. Dann wurde die Stelle ausgeschrieben und der Fachbereichsrat hat beschlossen, dass ich auf Platz eins komme. Das Kuratorium hat sich gegen mich entschieden.

**M.T.:** Aber du bist nicht der einzige Fall gewesen.

**F.M.:** Aber viele, viele Jahre war es schon so, wie Dieter gesagt hat.

**M.T.:** Das mag sein.

*(Gemurmel, es werden noch andere Beispiele genannt)*

**F.M.:** Da ging es ja auch um Theologen.

**M.T.:** Ja und?

**F.M.:** Die waren dem Kuratorium wichtiger als andere Stellen.  
...

**M. T.:** Eine letzte Frage: Was sagt ihr denn dazu, dass diese Fachhochschule als Evangelische Fachhochschule verschwindet und in anderer Form, als Fakultät für – wie heißt es noch, Diakonie, Gesundheit ...

**S.K.:** und Soziales

**H.E.:** DGS, Diakonie, Gesundheit, Soziales

**M.T.:** Wie auch immer, jedenfalls als Fakultät der Fachhochschule Hannover existieren wird?

**F.M.:** Also ich kann da nur ganz platt antworten. Vor einigen Wochen hab ich gelesen, dass die Landeskirche vier oder sechs neue Schulen gründen möchte. Weil doch Bildung so wichtig ist. Und im selben Atemzug schließen sie diese Fachhochschule, wo Hunderte, Tausende von Multiplikatoren auch in Sachen Bildung ausgebildet werden. Ich finde das ist ein Skandal. Es hat sich niemand Nennenswertes, denke ich, vom Landeskirchenamt für uns eingesetzt. Ich finde das beschämend noch und noch.

**H.E.:** Also ich habe mich auch kritisch dem Präsidenten gegenüber zu dieser Umbenennung in DGS-Fakultät geäußert, und da sagte er, er könnte das gar nicht verstehen, dafür gäbe es einen ganz einfachen Grund, das wäre eine alphabetische Reihenfolge. Ich muss sagen, ich finde diesen Namen, diese Änderung der Bezeichnung, die finde ich im Grunde genommen noch viel schlimmer, auch in Hinblick auf die Öffentlichkeitswirkung, als die Überführung von einer Trägerschaft in die andere. Denn auf diese Weise wird die Tradition, die über hundertjährige Tradition in den Hintergrund gedrängt. Die Tradition aller Ausbildungsstätten, die bis heute zur Fachhochschule geführt haben, diese Tradition basierte auf dem Gedanken, soziale Arbeit professionell vorzubereiten, und wenn jetzt nicht einmal mehr Begriffe wie Sozialarbeit oder Sozialwesen in der Bezeichnung auftauchen, sondern nur noch dieses völlig nichts sagende Wort Soziales, und das an dritter Stelle, dann halte ich das für eine ganz problematische und wahrscheinlich auch für den Ruf der Einrichtung gefährliche Entscheidung.

**J.T.:** Ich finde, es ist eine Dummheit von der Landeskirche. Der Aufbruch ins Diesseits, wie ich es ja mal genannt habe, der ist damit zuende. Ich will nichts gegen Kindergärten sagen, aber vielleicht ist die Fachhochschule doch insgesamt bedeutender als ein Kindergarten.

Und ich finde es nicht anständig, dass die Bischöfin sich nicht her getraut hat, um hier dies mit den Kollegen zu besprechen, die sich ja immerhin auch ganz schön eingesetzt haben, zum Teil eben über dreißig Jahre. Die finanziellen Gründe sind doch nur vorgeschoben. Sonst würden sie nicht, weil Bildung so wichtig ist, jetzt hier oder sonstwo Schulen gründen.

**S.K.:** Das ist das, was ich total daneben finde: hier eine florierende Einrichtung tot zu machen und da neue Initiativen ins Leben zu rufen.

**D.v.K.:** Kolleginnen und Kollegen von staatlichen Fachhochschulen in Deutschland, die unsere Fachhochschule kennen, finden es genauso wie wir sehr, sehr schade, dass eine Einrichtung, die ein so spezifisches Profil gehabt hat, auf diese Weise kaputt geht. Ich denke, dass wir als eine der ersten das Projektstudium eingeführt und daran als eine der letzten festgehalten haben. Die Lernbereiche eingeführt haben, ganz eindeutig gesagt haben, das, was wir hier machen, ist eine Berufsqualifikation auf wissenschaftlicher Basis. Eine Fachhochschule, die im Forschungsbereich sehr weit fortgeschritten war und die eben einen Stil im Umgang miteinander hatte, der gelegentlich verspottet worden ist, der aber dann doch auch sehr kooperativ gewesen ist. Dass dies hier zu Grunde geht, das finden Kolleginnen und Kollegen, die uns als Dekane oder

---

sonst wie kennen gelernt haben wirklich bedauerlich.

**K.S.:** Ich kann mich dem nur anschließen, in allem, was ich so gehört habe. Es ist nicht nachzuvollziehen.

**H.K.:** Aber wirklich nicht. Ich sehe das auch so.

**K.S.:** Vielleicht bin ich jetzt zu weit draußen, ich frag mich nur, was war der Anteil der Fachhochschule, was hätte man vielleicht machen können. Und ansonsten finde ich es wirklich eine sehr blinde Politik.

**H.K.:** Ich glaube, da müssen wir uns auch selbst ein bisschen Schuld geben. Die Fachhochschule war im kirchlichen Bereich nicht präsent.

*(Gemurmel)*

**H.K.:** Wir waren nicht bekannt. In der Diakonie ja. Aber es war als Organisation zu wenig. Wir waren als Einzelpersonen präsent. Aber wir waren nicht präsent als Fachhochschule.

**H.E.:** Ja, da hast du Recht.

**H.K.:** Noch was anderes. Das ist mir eingefallen, als Dieter erzählt hat, dass die Leute im Kuratorium immer gefragt haben, was machen die Kommunisten. Als ich hier anfang, da kam ich einmal abends aufs Gelände - ich gehörte auch zu denen, die hier ein paar Wochen gewohnt haben -, und da sehe ich eine Gruppe Studenten, die sich in einem Raum des Pavillons versammelte. Und da kommen die also zusammen, stellen ne Flagge auf, machen einen Spruch oder so - ich konnte

es von draußen nicht richtig hören - auf alle Fälle lief das so ab, und dann setzten sie sich hin und fingen an. Da hab ich gedacht: „Kieck an, ein Ritual ist doch was Wichtiges.“

*(Gelächter)*

**H.E.:** In dieser Zeit kriegten wir - ich glaube, nicht nur ich - eine Weihnachtskarte mit einem richtigen Weihnachtsmann mit roter Kappe und so und der Text auf dieser Weihnachtskarte war: „Die Genossen von der Wichernschule wünschen rote Weihnacht und Feuer unterm Arsch der Bourgeoisie.“

*(Gelächter)*





## *Die Faustballgruppe*

---

*Zum 11. Jahrestag*

Siebenundachtzig am siebzehnten Zehnten,  
Semesterbeginn, der Stress war groß.  
Als Andere schon vor Erschöpfung gähnten  
und einen ruhigen Abend ersehnten,  
da ging es bei uns erst richtig los.

„Was tun wir für unsere morschen Knochen?“  
fragte im Postfach ein freundlicher Brief.  
Faustball - geplant vielleicht nur für Wochen-,  
doch ob auch manche Glieder gebrochen,  
wir haben alle ausgestochen:  
Die älteste Männergruppe, sie lief.

Elf Jahre sind wir nun schon verbunden.  
Wir werden nicht jünger, doch spielen wir toll.  
Wir ziehn durch die Halle in fröhlichen Runden  
es sind unsrer Woche erfüllteste Stunden.  
Wir haben noch keinerlei Gründe gefunden,  
warum dies nicht weiter so bleiben soll.

*Ernst Christoph Merkel*

---

## *Kaffee Geschichten*

---

Im Herbst 2006 fand in Würzburg eine Tagung zur Forschung in der Sozialen Arbeit statt. Fast 90 Projekte wurden vorgestellt. Die vielen Beiträge und Diskussionen führten zu einer Atmosphäre, die für die Master-Studierenden und den Dozenten mit einem Durchlauferhitzer in Sachen Forschung vergleichbar war. Dermaßen angeregt und begeistert konnten selbst verspätete Taxis und Züge die gute Stimmung nicht verderben. Krönung waren die von der Deutschen Bahn kostenlos angebotenen alkoholfreien Getränke, die jedoch noch aus dem Bistro abgeholt werden mussten.

So machte sich die Gruppe an das Vorhaben, die Bestellung zu organisieren, dieses Mal mit einem geschulten forschenden Blick und der nötigen Prise Theorie. Es ging um die Frage, wer Tee, Wasser, Kaffee mit oder ohne Milch bzw. Zucker wünschte. Doch welches war aus Forschungssicht die geeignete Erhebungsmethode? Interviews mit biographischen Anteilen zu den Vorlieben und den frühkindlichen Erlebnissen könnten hilfreich sein, um die Wünsche zu verstehen. Aber auch eine aktivierenden Befragung böte Vorzüge, lediglich die hohe Beteiligung beim Getränkeholen schreckte ab.

---



Wir wählten den Fragebogen aus, schon wegen der Repräsentativität, die auch bei Sponsoren von Studien gern gesehen ist. Nun kam ein entscheidender Einwand: die Gender-Perspektive müsse in jedem Fall berücksichtigt werden. Denn die Daten dürfe man nicht losgelöst vom sozialen Geschlecht interpretieren. Alle waren einsichtig. Es stellte sich die Frage, ob wir auf den Pre-Test verzichten könnten, aus Gründen der Zeitersparnis. Dies wäre dann zwar eine methodologische Schwäche, aber der Durst als objektives Bedürfnis meldete sich entschieden zu Wort. Alle meinten, an Staub-Bernasconis Bedürfnistheorie kämen wir nicht vorbei. Es kamen Stimmen zur Pragmatik, die gänzlich auf Theorie und Erhebung verzichten wollten und mit dem ökonomischen Prinzip „soviel Getränke wie möglich“ Aktionismus verbreiteten. Doch grundlegende theoretische Perspektiven waren noch zu klären. Der Sozialraum bot sich an, denn das Soziale bildet sich im physischen Raum ab, so Bourdieu, also müssten die Strukturdaten der ICE-Reisenden und Aspekte von Macht und Herrschaft mit erhoben werden. Oder wäre die Subjektperspektive geeigneter? Doch was tun, wenn sich Bedürfnisse während der Erhebung veränderten? Auf bun-

desweite Studien über das Kaffee- und Teetrinken wurde nicht zurück gegriffen; die arithmetischen Mittelwerte wären zwar repräsentativ, aber so weit reichte das Vertrauen in Großstudien auch wieder nicht.

Die Bestellung wurde schließlich geliefert, die Pragmatik hatte gesiegt. Der aufgrund unvorhersehbarer Schlingerbewegungen des Waggon überschwappende Kaffee kann wohl nur als Streuung verstanden werden. Der Kaffee wurde schwarz serviert, und Zucker und Milch gab es in unzähligen Portionen, mehr als bestellt. Allerdings hatten wir einen zentralen Aspekt vergessen: der Begriff Kaffee wurde nicht operationalisiert. Es war völlig unklar, ob wir hinsichtlich der Menge, des Koffeingehalts, der Temperatur, der Farbe, des Geschmacks zutreffende Aussagen gemacht hatten. Wir waren erschüttert, dass solch unpräzise Angaben in der Praxis zu Erfolgen führen können.



## ***Das EP (umgangssprachlich für Evangelisches Profil)***

*(An einem Mittwoch morgen kurz nach neun Uhr auf dem Parkplatz der EFH)*

**A:** Jetzt hab ich doch mein EP zuhause vergessen. So was Blödes.

**B:** Soll ich dir meins ausleihen? Ich brauche es heute nicht.

**A:** Wie sieht dein EP denn aus?

**B:** Bunt. Und ziemlich groß. Mir gefällt es.

**C:** Meins ist durchsichtig.

**D:** Meins ist liniert

**E:** Wieso habe ich eigentlich kein EP? Ich hab nie eins bekommen, das weiß ich genau.

**D:** Sei doch froh, dann musst du nicht drauf aufpassen. Ich hab meins neulich im Musikraum vergessen, und irgendjemand hat es da eingeschlossen. Ich musste den Hausdienst holen. Peinlich. Das EPchen hatte sich im Klavier verkrochen und heulte. Ich hab dann den Flohwalzer gespielt, da ist es ganz schnell rausgekommen.

**F:** Und ich habe mein EP mal ein paar Wochen allein gelassen, in den Semesterferien. Da hat es sich mit so viel Keksen vollgefressen, dass es nicht mehr durch die Bürotür passte.

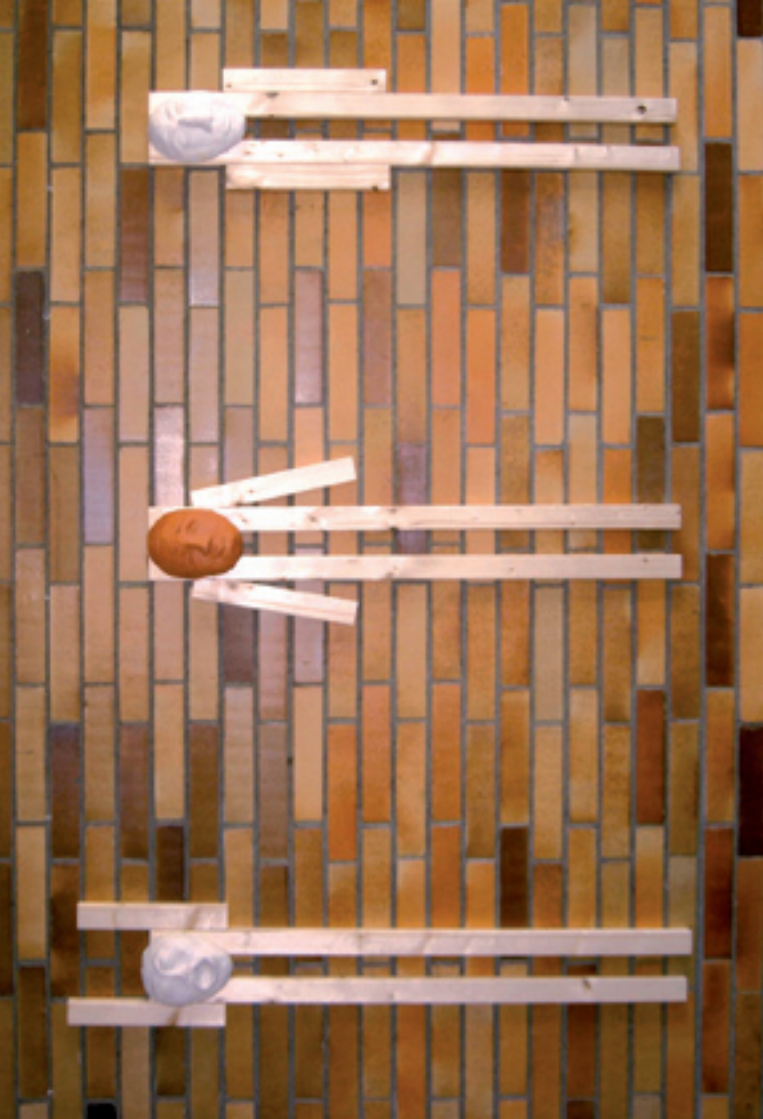
**A:** Gestern lag eins vorne in der Telefonzentrale und keiner wusste, wem es gehört. Das geht doch nicht!

**B:** Ich finde, die EPs sollten alle einen gewissen Qualitätsstandard haben. Und regelmäßig evaluiert werden.

**C:** O Gott. (Geht ab)

**A,D,E,F:** (Gehen auch ab)

**B:** Hab ich was Falsches gesagt?



## ***Roter Setzkasten***

---

Von: Tibbe, Monika  
Gesendet: Montag, 15. Januar 2007  
11:28  
An: Kreutter, Ekkehard  
Betreff: roter Setzkasten

Lieber Ekkehard,  
in Raum 4001 hängt ein Kunstwerk, eine  
Art Setzkasten. Von wem stammt er, von  
Dir oder von einer/einem Studierenden?

---

**Von:** Kreutter, Ekkehard  
**Gesendet:** Mittwoch, 31. Januar 2007 09:25  
**An:** Tibbe, Monika  
**Betreff:**

Liebe Monika,

Der rote „Setzkasten“ in 4.001 ist von mir. Er soll die Funktion haben, dass man sich an den Gegenständen „ausruhen“ kann. Durch Rückmeldungen habe ich erfahren, dass der Kasten manchmal in Supervisionen benutzt wird. So werden etwa bei Wahrnehmungsübungen ganz andere Gegenstände erinnert als die, die tatsächlich im Kasten sind. Finde ich gut.

Allerdings habe ich auch immer wieder Gegenstände in den Setzkästen ersetzen müssen, die kleinen Autos z. B. sind sehr beliebt. Auch ganze Bilder sind mir schon geklaut worden. Das finde ich überhaupt nicht gut.

## ***Mahnung***

---

**Von: bibliothek@efh-hannover.de**

**Gesendet: Freitag, 24. November 2006 15:29**

**An: ...**

**Betreff: Mahnung**

Sehr geehrte(r) Frau/Herr ...,

Wegen Ueberschreitung der Leihfristen bitten wir um Rueckgabe der nachfolgend genannten Werke. Sollten Sie die Medien nicht innerhalb einer Woche zurueckgeben oder verlaengern, erfolgt eine weitere Mahnung. Die „Letzte Mahnung“ ist zusaetzlich mit einer Ausleihsperr verbunden.

...

Mahngebühr für diese Mahnung: EUR 3.00

Beitraege eventuell vorausgegangener Mahnungen sind hinzuzurechnen.

Von: ...

Gesendet: Samstag, 25. November 2006 13:44

An: bibliothek@efh-hannover.de

Betreff: Re: Mahnung

Wichtigkeit: Hoch

ihr scheiss trotteligen spacken!!!

sag ma checkt ihr des net, dass ihr die ganze zeit eure scheiss

mahnmails an den falschen ... schickt!! ihr dummen trottel!

tschö

Von: bibliothek@efh-hannover.de

Gesendet: Montag, 27. November 2006 14:16

An: ...

Betreff: AW: Mahnung

Sehr geehrter Herr ...,

ich kann nur für Sie hoffen, dass Sie Sich nicht öfter mal im Ton  
vergreifen. Vielleicht ist für Sie ja nachvollziehbar, dass es  
erforderlich ist, auf bestimmte „Ungereimtheiten“ in h ö f l i c h e r  
Art und Weise aufmerksam gemacht werden zu müssen. Ein kurzer Hinweis  
zur rechten Zeit hätte Ihnen Weiteres erspart. Sollte es tatsächlich  
so sein, dass Sie nicht mit dem Nutzer unserer Bibliothek identisch  
sein sollten (habe da Zweifel), dann ist es nicht unser Verschulden,  
wenn derjenige uns unkorrekte Angaben macht.

Die Bibliothek

-----

## ***Pfiffige Studenten***

---

**Von:** Fänder, Roswitha  
**Gesendet:** Donnerstag, 21. Dezember 2006 11:20  
**An:** Tibbe, Monika  
**Betreff:** AW: EFH-Buch

Liebe Frau Tibbe,

wir haben auch „pfiffige“ Studierende.

Vor Jahren ist es passiert, dass ein Studierender seine Diplomarbeit an einem Samstag hätte abgeben müssen. Nun hatte der Studierende erst Probleme mit dem Drucker, im Copy-Shop war Hochbetrieb und dann hatte die Post bereits geschlossen. Der Hausbriefkasten der EFH darf für solche Zwecke nicht genutzt werden, da hier der genaue Abgabetermin nicht nachweisbar ist. Der Studierende hat seine Diplomarbeit in einen Umschlag gesteckt, ist zum nächsten Polizeirevier (die Polizei, Dein Freund und Helfer!) gegangen und hat dort

---



einen Eingangsstempel (mit Siegel) auf den verschlossenen Umschlag setzen lassen. Diesen Umschlag hat er am Montagmorgen bei der Polizeidienststelle wieder abgeholt und mir dann unversehrt vorgelegt. Der Prüfungsausschuss hat in diesem Fall den fristgemäßen Eingang anerkannt. Es war nachweisbar, dass der Student nicht am Sonntag und am Montagmorgen noch an der Diplomarbeit gearbeitet hat.

Ein anderes Mal berichtete mir Herr Lukatis, der zufällig gegen 22 Uhr noch in seinem Büro war, dass jemand verzweifelt über das Gelände irrte, überall anklopfte und jemanden suchte, der die Arbeit annehmen und bestätigen konnte, dass diese Diplomarbeit noch vor 24 Uhr abgegeben wurde.

Erst im letzten Semester war es, dass ich stündlich über den Stand der Dinge unterrichtet wurde: Wir arbeiten noch am Schlussteil, der Drucker hat seinen Geist aufgegeben, wir sind jetzt im Copy-Shop, die Diskette lässt sich nicht lesen, der Mitarbeiter im Shop hat Seiten vergessen bzw. verdreht, und zuletzt: Wir gehen jetzt zur Post und geben das Päckchen auf, weil es jetzt zu spät und niemand mehr in der EFH ist.

Viele Grüße  
R. Fündler



Bitte verlassen  
Sie diesen Ort  
so,  
wie Sie ihn  
vorzufinden  
wünschen!

OK!  
Aber wo steht das denn  
Putekram?!





208510



## *„Was wir nicht missen möchten“*

Zufällige, aber intensive Gespräche zwischen Tür und Angel – Gespräche und auch ein bisschen Tratsch in der Mensa – kreative Methoden in der Lehre – das Lächeln und die Hilfsbereitschaft der KollegInnen in der Bibliothek – die Mittwochswissenschaften mit kulinarischen Beigaben – die Kunstwerke in den Seminarräumen – konstruktive und auch destruktive Auseinandersetzungen mit Studies und Kollegen/innen – die Offenheit, mit der (fast) alle hier miteinander umgehen – dass Kultur ein Aspekt des Curriculums ist – das Durcheinander der verschiedenen kulturellen Veranstaltungen – die angenehme Atmosphäre der Bibliothek – die Freundlichkeit untereinander – kleine Lerngruppen – den Campuscharakter der Hochschule – die Studierenden – den Schnack auf unserem Flur – den Campus als öffentlichen Raum – Objekte, Beete auf dem Gelände – den menschlichen, persönlichen Kontakt zu den KollegInnen – den Sommer auf unserem Gelände – gute Kontakte zum Prüfungsamt – einen Gang in die Werkstatt, schauen und quatschen – die Kleinigkeiten am Weg (Steine, Früchte etc.) – schnell etwas mit KollegInnen auf dem Flur klären können – den Teich – die Faustballgruppe – den guten Service des AV-Zentrums – Außengestaltung, Campusverschönerung – meinen Arbeitsplatz – freundliche Versorgung in der Telefonzentrale – Räume und Flächen für kurzfristige Gestaltungen und Atmosphären, wie z. B. die Wiesen – den Klönschnack beim Drucker – Partys – Sommerfest – während eines Ganges zu den Postfächern viel erledigen können – die Bänke zum Schnell-mal-hinsetzen-und-ratschen – Kunstgenuss, z. B. Kabarettabende – das offene Ohr von KollegInnen – den EDV-Raum – den eigenen Raum – Theater-AG – Andacht-Singen – Ersi-Einführung – Bunter Abend – Studenten kino



## *Glockentest*

Als die Gebäude für die Wichernschule nach den Plänen von Architekt Irion gebaut wurden, fand auch ein Lieblingsgedanke des die Arbeiten begleitenden Ausschusses Berücksichtigung: In den Mittelpunkt der Schule wurde eine Kapelle eingebaut. Diese Kapelle hatte auch einen Turm, und ein Turm braucht bekanntlich eine Glocke. Dafür aber war kein Geld vorhanden. So wurde es ganz besonders dankbar vermerkt, dass der Architekt die Glocken stiftete. Und diese Glocken wurden dann ganz formlos angeliefert. Aber in einer lutherischen Landeskirche ist das Glockenaufhängen und Glockenweihen eine Sache für sich. Und da die Glocken vorerst nur aufgehängt werden konnten, ohne an das Läutwerk angeschlossen zu werden, war jeder neugierig zu hören, wie denn diese Glocken klingen. Nach einem feuchtfröhlichen Abend, an dem wir den Erfolg des Abschlusses unserer Planungsarbeiten gefeiert hatten, begaben wir uns auf den Heimweg.

Dem Ausschuss gehörten damals der spätere Superintendent Theo Brand, Paul Gerhard Jahn und ich an. Wir unterhielten uns über die Möglichkeit, die Glocken auch vor der Einweihung schon einmal zu hören und kamen zu der Überzeugung, dass es versucht werden könnte, mit Steinen die Glocken anzuschmeißen. Das taten wir erwachsenen Männer dann zu später Nachtzeit und waren immer begeistert, wenn ein Stein einen schönen Glockenton erzeugte. Mehrmals aber fielen die Steine durch den Glockenturm hindurch, und dann entstand auch ein Geräusch, das aber mehr so klang, wie wenn man einen Blecheimer bewirft. Als wir später die Sache näher erforschten, stellte sich heraus, dass Theo Brands neuer Wagen hinter dem Glockenturm geparkt war und etliches von unseren Glockenversuchen abbekommen hatte.





## *Andacht mit Salzstangen*

---



Na, ist denn heute gar keine Andacht? Durch die offene Tür sah ich an einem Montag im Wintersemester 06/07 um 13.30 Uhr Bistrotische in der Kapelle, während es läutete. „Doch, komm herein!“ Eine ganze Reihe von Studierenden standen schon an den Tischen. „Wir wollen heute ein Andacht feiern - wirklich feiern!“ Ich wurde sehr nett begrüßt, unterhielt mich, trank ein wenig, dann wurde es still für ein Gebet. Muntere Lieder folgten und eine Predigt, die spontanen Beifall bekam. Zum Schluss habe ich noch ziemlich viele Salzstangen verkonsumiert. Also, ich war überrascht, wie locker, Spaßig und trotzdem andächtig dieser Montag war. Am nächsten Montag waren die Tische nicht mehr da, schade.



*Martin Cordes*

---

## *Freitag, der 13.*

---

Es war ein warmer Frühlingstag, der 13. Mai 1988, der Freitag, an dem um 11 Uhr meine Verbeamtung als Professorin an der Evangelischen Fachhochschule stattfinden sollte. Die Chefsekretärin hatte mich zuvor gefragt, ob dieser Termin passend sei und mich auf die Besonderheit des Datums aufmerksam gemacht. „Abergläubisch bin nicht“ hatte ich ihr geantwortet und bin an dem besagten Tage frühzeitig gestartet, um ja nicht unpünktlich anzukommen, denn das verträgt sich nicht mit – mir bereits seit früher Kindheit eingebläuten – Tugenden eines Beamten. Ein Nachbar hatte mir am Abend zuvor alle wichtigen Autobahnkreuze und Abfahrten detailliert beschrieben und ich hatte mir sehr wohl gemerkt, dass das Annastift und die Evangelische Fachhochschule in unmittelbarer Nachbarschaft zueinander liegen. So konnte wirklich nichts mehr schief gehen.

Sehr pünktlich – eine halbe Stunde vor der Zeit – erreichte ich mein Ziel: Ein großes Schild mit der Aufschrift „Annastift“ stand vor mir. Ich klopfte mir innerlich auf die Schulter, stieg aus meinem Auto aus und fragte den nächsten

---



Passanten, wo denn die Evangelische Fachhochschule zu finden sei. „Evangelische was?“ fragte er ungläubig. „Evangelische Fachhochschule, die muss hier gegenüber sein, aber danke“. Kopfschüttelnd ging er weiter. „Ist ja hier eine Einrichtung für Menschen mit Behinderungen“, tröstete ich mich und fragte frohgemut wenig später den nächsten Menschen, der mir begegnete:

„ Sie können mir sicher sagen, wo die Evangelische Fachschule hier zu finden ist, die muss hier gegenüber sein, gegenüber vom Annastift.“ „Das ist richtig,“ war die Antwort, „doch sie sind hier in Bemerode und nicht in Kleefeld. Dort gibt es auch ein Annastift“. Er erklärte mir noch kurz den Weg dorthin und meinte, dass sei in einer Viertelstunde noch zu schaffen.

Irritiert und schon ziemlich kopflos stieg ich ins Auto und brauste los. Ein Landkind in der Großstadt, an jeder roten Ampel ein verzweifelter Blick auf die Uhr und den Stadtplan, wo war bloß Kleefeld? Beamtenwürde ade, keine Chance mehr - ach ja, Freitag, der 13. Telefonzelle nicht in Sicht. (So etwas wie Handys gab es damals noch nicht,

die wurden erst viele Jahre später erfunden.) Ich hielt an der nächsten Tankstelle und telefonierte mit der Chefsekretärin, der ich stockend und um Entschuldigung bittend die Sache mit Kleefeld und Bemerode erklärte. „Ich hole Sie ab, bleiben sie einfach dort stehen, ich komme gleich“, sagte sie und legte auf. Doch wo war ich eigentlich? Da stand was von Messe Süd, aber das hatte ich ihr nicht mehr mitgeteilt. Ich fuhr also wieder zurück zum Bemeroder Annastift, wo mich die warmherzige Frau John in den Arm nahm. „Nun beruhigen Sie sich erst mal, Mädchen, ist doch alles halb so schlimm, ich wollte gerade wieder losfahren, weil ich dachte, sie sind schon längst in der Fachhochschule.“

Obwohl ich über eine Stunde zu spät kam, warteten Rektor, Kanzler und Dekan samt Ernennungsurkunde und Blumen auf mich, ohne sichtbaren Groll. Ich wurde zur Beamtin auf Lebenszeit ernannt, an der Evangelischen Fachhochschule Hannover gegenüber vom Annastift, am Freitag, dem 13., meinem Glückstag.



## *Vor dem Theater*

---

Hoch waren meine Erwartungen nicht, als eine Freundin mich fragte, ob wir zusammen das neue Stück der Theatergruppe der EFH ansehen wollen. Als großer Kleinkunstfreund sagte ich sofort zu.

Wir trafen uns unten im Eingangsbereich von Haus 5, einem der wenigen Massivhäuser auf dem Campus, der sehr unterschiedliche Bauten aufzuweisen hat. Geht man den Weg von der Haltestelle Nackenberg immer geradeaus, ist dort linker Hand zunächst die kleine Kapelle, Ausdruck der religiösen Grundhaltung dieser Einrichtung. Rechter Hand liegt, genau gegenüber, die Mensa. Weiter geradeaus Richtung Theatersaal gehend, folgt auf der rechten Seite ein angelegter Teich, von allen liebevoll „Tümpi“ genannt, mit viel Schilf und Seerosen. An Sommernachmittagen beherrschen die dort ansässigen Kröten die Geräuschkulisse des ganzen Campus. Auf der linken Seite stehen Leichtbaupavillons aus einem Material, von dem man nicht wirklich wissen will, was es ist. Jeder dieser Pavillons beherbergt vier Seminarräume. Am Ende des Weges liegt vor einem schließlich Haus 5. Der Theatersaal befindet sich im ersten Stock.

---

Ich treffe mich also unten vor dem Fahrstuhl mit meiner Begleiterin. Es ist kalt und im Foyer riecht es nach frischer Kälte und nasser Bekleidung gleichzeitig. Im Fahrstuhl informiert mich ein kleines weißes Schildchen oberhalb des Bedienfeldes, dass es sich bei diesem Fahrstuhl um ein umweltfreundliches und daher langsames Modell handele. Ich muss schmunzeln, denn ich denke spontan an einen alten Tarzanfilm in meiner Kindheit, in dem Tarzan seiner Jane einen Fahrstuhl für ihr gemeinsames Baumhaus baute. Es war ein Korb, der mit einem Seil verbunden, das über einen kräftigen Ast gelegt worden war, von einem Elefanten hochgezogen wurde. Umweltfreundlich eben. Oben angekommen, öffnet sich die Kabine unseres nicht ganz so romantischen Fahrstuhlmodells. Ich mag diese Momente, in denen du von einem Augenblick zum anderen in eine völlig neue Welt eintauchst. Eben noch warst du in diesem Fahrstuhl, gedämpftes Licht und kaum ein nicht selbst produzierter Ton dringt zu dir durch, natürlich mit Ausnahme der typischen Maschinengeräusche. Jetzt dringt helles Licht in die Kabine und du wirst von einer Un-

menge an Geräuschen überflutet: Musik, Stimmengewirr, Lachen und aneinander stoßende Gläser. Es dauert einige Sekunden, bis sich aus diesem Wirrwarr einzelne Informationen herausfiltern lassen. Satzfragmente wie „Weißt du noch, im letzten Jahr ...“ oder „Ob sie dieses Mal auch wieder ...“ lassen mich vermuten, dass die Theaterabende hier bereits auf eine längere Tradition zurückblicken können. Vor der Kasse, an der wir unsere vorbestellten Karten abholen können, ist wie erwartet eine lange Schlange. Aber wir sind früh genug und haben Zeit. Dann die nächste Schlange, die für den Durst. Zwischendurch immer wieder ein kurzes Nicken, erwidert von einem Lächeln. Der Vorraum füllt sich immer mehr, die Geräuschkulisse gewinnt an Dynamik. Ein Gespräch wird schwierig, aber wer will sich jetzt auch unterhalten.

Endlich ist es soweit, die Tür zum Theatersaal öffnet sich. Mein Rollstuhl verschafft uns Plätze in der ersten Reihe. Das Saallicht erlischt, die Scheinwerfer erhellen die Bühne, auf der ein Stimmengewirr herrscht. Es gibt „Viel Lärm um nichts“.







## *Herzensfragen*

---



Die Universität Tübingen hat es gemacht, als erste: Sie hat Kinder in die Vorlesungssäle eingeladen und ihnen dort Themen, die sie interessieren, auf wissenschaftlicher Grundlage erklärt. Mit grandiosem Erfolg ist es am Neckar gelaufen. An einer der großen renommierten deutschen Universitäten. Und das wollen wir hier auch machen? An der EFH, einer Hochschule, die kleiner ist als so manche Tübinger Fakultät? Ja, das wollen wir! Weil die Idee so bestechend ist. Kinder lernen gerne. Sie haben ganz ohne Curriculum Spaß am Lernen. Wenn sie zu einer Kinder-vorlesung kommen, dann machen sie das freiwillig. Weil sie etwas lernen wollen. Das sind doch beste Voraussetzungen für gelungene Vorlesungen. Probieren wir es doch einfach! Zusammen mit der Universität Hannover, denn zu zweit kann man dann doch mehr – und ist mutiger. Die Anfrage, mit Unterstützung der beliebten Kindersendung „Tigerenten Club“ des Südwestrundfunk so eine Vorlesung für Jungen und Mädchen zwischen sechs und zwölf Jahren anzubieten, ging an alle hannoverschen Hochschulen. Nicht alle erkannten sofort die Möglichkeiten, die sich hier boten. Ein neues Format – noch sehr formbar –, eine ganz neue Zielgruppe, neue Spielräume.

---

Was wollen Kinder wissen? Es sind die großen Fragen, die sie interessieren. Fragen, die Erwachsene gar nicht mehr stellen: Warum gibt es Kriege? Warum ist Schule langweilig? Warum dürfen mir meine Eltern sagen, was ich machen soll? Eine winzige Auswahl nur. Und dann die eine Frage, zu der an der EFH dann doch keine Kindervorlesung gemacht wurde, eine Herzensfrage: Was ist, wenn der Himmel voll ist? Wir haben es nicht erfahren in den Kindervorlesungen seit Juni 2003. Aber wir haben so viel gelernt: Warum wir glücklich sind, warum blinde Menschen nicht ins Wasser fallen, warum es böse Menschen gibt, warum Erwachsene mehr dürfen als Kinder - und noch vieles mehr. In Vorlesungen mit motivierten Professorinnen und Professoren, die sich ganz und gar dem authentischen, kritischen, anspruchsvollen Publikum gestellt haben. Was als Kooperation mit der Universität Hannover unter dem Begriff „Tigerenten Club“ anfang, wurde ein Jahr später zur KUH, der KinderUniversitätHannover, an der dann auch die Hochschulen beteiligt waren, die sich am Anfang noch geziert hatten. Ob Tigerente oder KUH, in der EFH waren die Kindervorlesungen immer besondere Tage. An denen die Luft in

der Aula vibrierte. An denen die vielen, vielen Beteiligten schon morgens mit einem genussvollen Lächeln über den Campus gingen, und damit auch die innerliche Anspannung „wird alles klappen?“ zu lösen versuchten. Kindervorlesungen sind ein Gemeinschaftsprojekt. Jede Kindervorlesung an der EFH hat gezeigt, wie gut wir hier als Gruppe sein können. Einmal alles durchproben, dann kann ruhig alles anders kommen. Das kriegen wir hin – das haben wir hingekriegt, acht Mal, richtig gut, mit ganzem Herzen, vor bis zu 500 Kindern pro Vorlesung. Wie bei unserer letzten, als wir wissen wollten, warum nicht alle Mädchen so sind wie Pippi Langstrumpf. Wenn es noch eine Kindervorlesung gäbe, hätte ich einen Themenwunsch: „Warum können wir nicht immer so glücklich sein wie bei Kindervorlesungen?“

## ***Fabelhafte Einfälle zur Situation der Fachgruppe Sozialarbeit***

---

*oder zu der Frage: Können aus Fasanen Adler werden?*

In einem Vogelpark lebten einst zahlreiche Vögel mit- und nebeneinander. Da waren die Stare, Pfauen, Schleiereulen, Sperber, Kuckucke, Kolibris, Wendehälse, Elstern, Zaunkönige, Dompfaffen, Tauben, Falken, Schnatterenten, Lachmöwen, Spechte, Eisvögel, Krähen, Geier, Papageien und auch Fasanen. Alle mühten sich redlich, ihre besten Seiten zu zeigen und die zahlreichen Gäste zu erfreuen.

Die Fasanen bildeten eine große Gruppe und waren vormals die Attraktion des Parkes, gehörten sie doch zu einer vom Aussterben bedrohten Art, die nur mit großem Geschick aus der freien Wildbahn in das Gehege hatte integriert werden können. Direktoren anderer Vogelparks beneideten die Einrichtung um diesen seltenen Schatz.

Wie von früher gewohnt, lebten die Fasaninnen und Fasanen sehr basisorientiert. Sie hielten sich häufig im Unterholz ihres Geheges auf, welches sie gründlich erforscht hatten. Sie kannten sich deshalb dort besonders gut aus. Von daher war ihr prächtiges Gefieder, im Gegensatz zu dem der Pfauen, seltener öffentlich zu bewundern.

Der Direktor des Parkes bemühte sich rechtschaffend und kompetent um dessen Wohlergehen und Zukunftsperspektive. Regelmäßig tauschte er sich auf überregionalen, langwierigen, dennoch fachlich hochqualifizierten Tagungen mit seinen Vogelparkdirektorenkolleginnen darüber aus, wie man die Vogelparks interessanter machen und aus der derzeitigen Krise herausführen könnte. Inzwischen hatte sich nämlich, sehr zu deren Nachteil, die Attraktivität von Zoos und Freizeitparks gesteigert. Eine Idee gewann im Verlauf der Debatte an Gestalt, nämlich die: „Wir brauchen Adler!“ Adler sind seltene Vögel, stark, groß, haben scharfe Augen, schweben hoch über dem von den Fasanen bevölkerten Areal und - das Allerwichtigste - sie sind mit einem aristokratischen Überlegenheitsmythos ausgestattet.

Von diesem Gedanken war der Direktor so gefesselt, daß er sich nach seiner Rückkehr mit den Papageien und Geiern beriet, die diese neue Idee flugs unter die Bewohnerschaft streuten. Natürlich veränderte sich die Eigenschaft



der ursprünglichen Information auf diesem Kommunikationsweg, wenn auch anscheinend unmerklich, so doch wesentlich und mutierte zu einem Gerücht.

Das Ohr der Fasanen nahm schließlich die Botschaft auf: „Sobald der Adler kommt, müssen die Fasanen gehen!“

Eine solche Wahrnehmung kam nicht von ungefähr, hatte es doch schon immer mal wieder Kritik an deren bodenständigem Verhalten, ihrer Unauffälligkeit und öffentlichen Zurückhaltung gegeben, die vereinzelt auch in die Forderung nach Begrenzung ihres Lebensraumes mündete.

Nach dieser niederschmetternden Kunde breitete sich in der Gruppe Verzweiflung und hektisch zielloses Scharren aus. Fasanen und Fasaninnen begannen zu jammern so wie sich selbst und gegenseitig die prachtvollen Federn auszureißen. Innerhalb kürzester Zeit boten sie einen bedauernswerten Anblick.

Einige der Vogelkolleginnen hatten Mitleid. Andere, wie z. B. die Elstern, freuten sich diebisch über das ruinöse Bild der Fasanen, erschien doch nun ihr eigenes bislang unschein-

bares Gefieder im Kontrast zu dem der gerupften Fasanen geradezu hinreißend.

Alle wussten allerdings, die Anschaffung und der Lebensunterhalt eines Adlers würden teuer im Verhältnis zu den bescheiden lebenden Fasanen. Dies könnte möglicherweise auch Einschränkungen für alle bedeuten. Außerdem bestände die Gefahr, dass ein Adler besondere Aufmerksamkeit auf sich zöge, die den anderen Bewohnern dann zwangsläufig verloren ginge.

Inzwischen waren die Fasanen in den Mittelpunkt der allgemeinen Diskussion geraten. Sie erhielten Ratschläge, wie z. B.: verlasst das Unterholz, lernt vernünftig fliegen, macht euch größer, schwingt euch adlergleich in die Lüfte, lernt den Schrei des Adlers, lasst ab vom Vegetarismus. Einige der Fasaninnen verzeichneten bei der Umsetzung dieser Empfehlungen beachtliche Erfolge. Doch trotz aller Mühe die Verwandlung in Adler mißlang, ihre Fasanenhaftigkeit blieb unübersehbar.

## ***Mobiles Wissen***

*- Spürbar in Bewegung*



Diese Anmut der Mobiles ...

Zarte Strukturen, die jede Luftbewegung aufnehmen und selbst heftiges Anstoßen mühelos ausgleichen. Das fortwährende Spiel der Bewegungen hat etwas Besänftigendes. Befreiendes Durchatmen stellt sich ein, während man zusieht, wie die Dinge sich gegenseitig in Fluss halten. Wenn wir diesen Vorgang freudig verfolgen, dann sicherlich auch wegen der Leichtigkeit, auf die man im Alltag eher selten trifft. Das Mobile als ein Gegenbild zur Stagnation in den Köpfen? Sowas bekommt man nicht oft geboten - nehmen wir es also als ein Modell für Mühelosigkeit und Flow.

Wie fern uns derartige Qualitäten heute sind. Man stelle sich vor, unter dem Stichwort Qualitätssicherung tauchten Begriffe auf wie ... Kultur der Mühelosigkeit ... anmutige Ausstrahlung ... Achtsamkeit ... soziale Eigenzeiten. In Wellness-Einrichtungen für den gehobenen Bedarf mag es das ja geben, aber für Leute mit normalem Geldbeutel? Vermutlich werden solche Qualitäten nicht einmal mehr vermisst, pragmatisch wie wir geworden sind und

gewöhnt an vereinheitlichende Flächenlösungen. Der anmutig berührte, mobilebetrachtende Mensch erinnert den Titel eines Berliner Kongresses: Wissen in Bewegung. Zeigt das, was einem so elegant vor der Nase tanzt, unformuliertes Wissen in Bewegung? Etwas, dessen Wirkung man erspüren aber nicht verstehen kann? Offensichtlich ist das Mobile sehr intensiv in Verbindung mit seiner Umgebung, so unmittelbar wie es Luftbewegungen aufnimmt und Anstöße aus jeder Richtung durchlässt und ausgleicht. Ist das übertragbar auf das soziale Miteinander? Lebenserhaltende Strukturen stellen sich manchmal doch auch von alleine her - wenn man ihnen nicht zu sehr ins Handwerk pfuscht. Man kennt das aus Krisen, wenn das Ich zu schwach ist, die Kontrolle aufrecht zu halten. Wann formulieren sich in dieser angeblichen Wissens-Gesellschaft endlich mentale Konzepte einer Sozialen Salutogenese? Gespürtes Wissen darüber, was Beziehungen gedeihen lässt und ihnen Kraft und Leichtigkeit gibt. Ob man Balancen unter zusammen arbeitenden Menschen

üben kann? Oder wenigstens Aufmerksamkeit darauf richten, wovon man die Finger lassen sollte, um sie nicht im Ansatz zu vereiteln?

Imagine. Das Mobile als geistiges Modell, dass die Dinge frei schwingen können, zwischen starr und flüssig. Vor- ausgesetzt, sie werden „richtig aufgehängt“. Die richtige Hängung kann man intentional angehen und feedbackmäßig evaluieren. Das Schwingen hingegen stellt sich ein. Das eine nicht mit dem anderen zu verwechseln kann einem viel Arbeit sparen.

Also Mobiles für alle! Gekaufte. Selbstgebaute. Bereits hängende mit neuen Augen ansehen. Beim Selberbauen, Stäbe ruhig fern vom Gleichgewicht aufhängen. Dann genüsslich ausgleichen, gegebenenfalls etwas Geduld üben. Freies Schwingen braucht freie Bewegungsmöglichkeiten. Mut zur Asymmetrie.



## *Nur Mut*

---

Du Kind! Du lebst im Hüpfen, Weinen, Lachen.  
Die Neugier lässt Dich greifen, spüren, sinnen.  
Es glänzt von Anfang an ein Strahl von innen.  
Die Welt ist hell und zündet das Erwachen.

Doch rasch bricht Sollen ein, regiert Dressur,  
wird Passung durchgesetzt und funktional  
das kühne Selbst sich fremd im Ritual.  
Nun gelten Schema, Skala, Angst, Zensur.

Erwachsner! Du! verletzter Wiederkäufer:  
Weck auf Dein Kind und lass es spielen, schweben.  
Zerbrich das Joch, entfache neu das Feuer!

Das Denken braucht den Rausch, die Lust, ein Beben,  
Vernunft und Wissen wollen Abenteuer,  
denn Geist und Selbstsein wurzeln tief im Leben.

*Jan Tillmann*

---



## Qualität

---

Ziel aller Veränderungen und der Arbeit unserer Hochschule ist es, für die Studierenden eine Ausbildung zu bieten, die eine hohe Qualität im Studienangebot und bei der Entwicklung professioneller Kompetenz aufweist.

Ich möchte nun nicht über die konkreten Anforderungen an Evaluation, Studierendenbeteiligung, Curriculumsentwicklung, E-Learning, Hochschuldidaktik, Prüfungsformen und Prüfungsevaluation, deklaratives und prozessuales Wissen ... sprechen – das soll in den entsprechenden Gremien passieren. Ich möchte auf allgemeinere Aspekte des Konzeptes Qualität eingehen, die sich in einer Haltung zur Qualität wiederfinden müssen, weil ohne dieses Grundverständnis jede Institutionalisierung von Qualitätssicherung notwendig nur geringe Wirkungen haben kann. Ich glaube, dass wir eine neue Diskussion um Qualität brauchen und beziehe mich dabei auf eine, wie ich finde, großartige Abhandlung zu diesem Thema in Form eines Romans: Robert M. Pirsigs „Zen und die Kunst ein Motorrad zu warten“. Das mag etwas ungewöhnlich erscheinen, aber ich bitte Sie, sich einmal darauf einzulassen.

Beginnen möchte ich mit einer kurzen Episode, die das Anliegen des Textes verdeutlicht.

Der Ich-Autor ist auf einer Motorradtour mit seinem Sohn

Chris. Bei einer Karambolage bricht der Kettenkasten seiner Maschine. Er findet keinen Ersatz und sucht in einem Dorf nach jemandem, der das Blech flicken kann.

*Diesmal ist der Schweißer da, ein alter Mann zwischen sechzig und siebzig, und er sieht mich geringschätzig an. Ich erkläre ihm, was mit dem Kettenkasten passiert ist, und nach einer Weile sagt er: „Abmachen müssen sie ihn aber selber, das mache ich nicht.“*

*Ich mache ihn ab und zeige ihn ihm, und er sagt: „Der ist ja total mit Fett verschmiert“.*

*Unter der ausladenden Kastanie im Hof finde ich ein Stöckchen, mit dem ich das ganze Fett in eine Abfalltonne kratze. Ohne zu mir herzukommen, sagt er: „Da drüben in der Dose ist Waschbenzin“. Ich sehe, welche Dose er meint, und wische mit dem Waschbenzin und ein paar Blättern das restliche Fett ab.*

*Als ich ihm den gesäuberten Kettenkasten zeige, nickt er und geht hinüber und stellt den Gasdruck für den Schweißbrenner ein. Dann schaut er sich die Düse an und wechselt sie aus. Er lässt sich Zeit. Er nimmt einen Stahl-Schweißstab, und ich frage mich, ob er wirklich versuchen will, dieses dünne Blech zu schweißen. Ich habe Blech noch nie geschweißt,*



*sondern immer nur mit Messing-Lötendraht hartgelötet. Wenn ich versuche Blech zu schweißen, brenne ich Löcher hinein, die ich hinterher mit einem dicken Klumpen Schweißdraht wieder schließen muss. „Wollen Sie ihn denn nicht hartlöten?“ frage ich ihn.*

*„Nein“, sagt er. Gesprächiger Typ.*

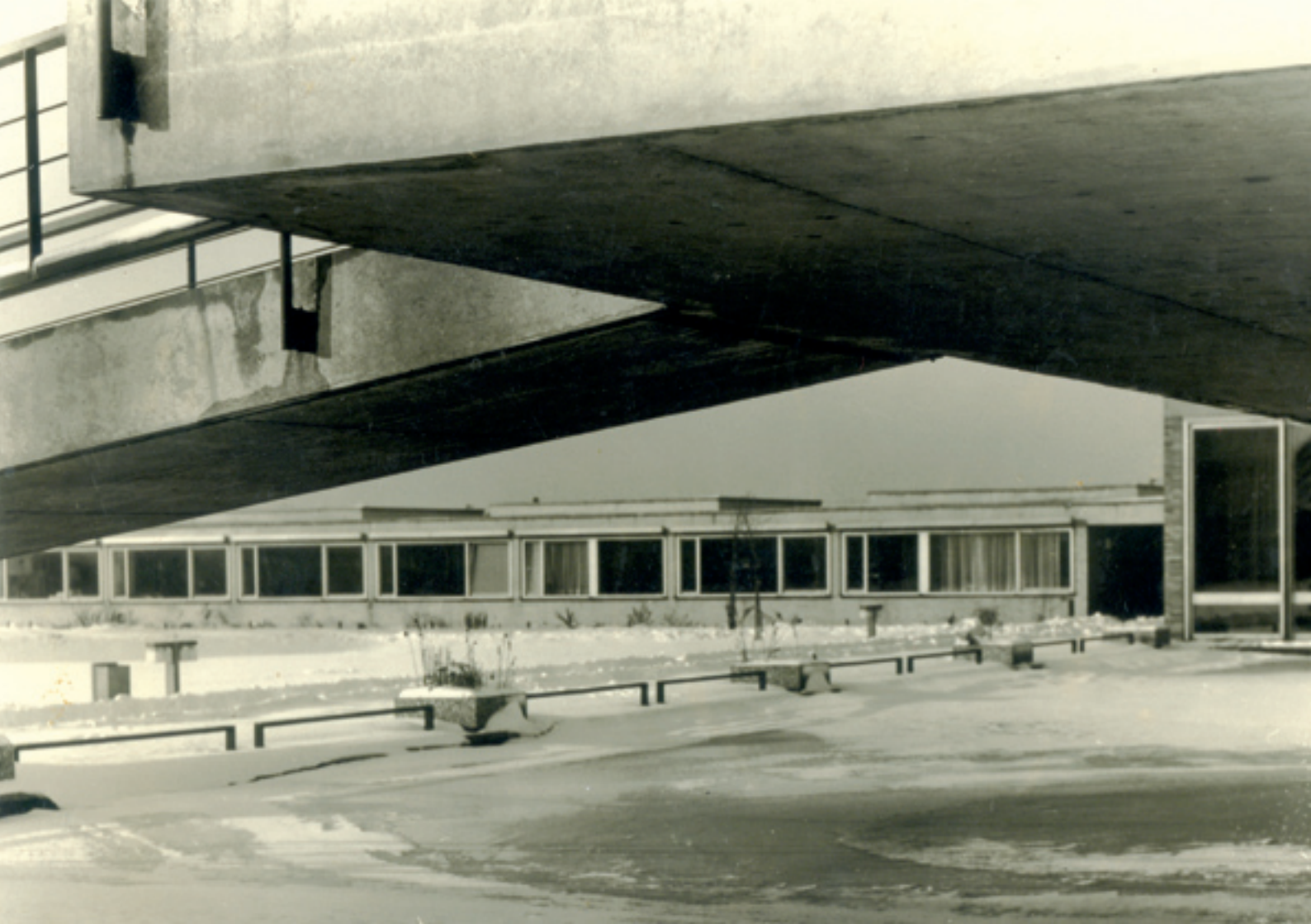
*Er zündet den Schweißbrenner an, stellt ein winziges blaues Flämmchen ein und lässt dann, es ist schwer zu beschreiben, lässt den Schweißbrenner und den Schweißstab buchstäblich über dem dünnen Blech tanzen, das an der Schweißstelle eine gleichmäßige, leuchtende, orangegelbe Färbung annimmt; abwechselnd tippt er genau im richtigen Moment mit dem Schweißbrenner und dem Schweißstab auf das Blech und zieht sie gleich wieder zurück. Keine Löcher. Die Schweißnaht ist kaum zu sehen. „Phantastisch“, sage ich.*

*„Einen Dollar“, sagt er, ohne zu lächeln. Dann sehe ich, dass in seinem Blick ein komischer, leicht verwirrter Ausdruck ist. Vielleicht fragt er sich, ob er zuviel verlangt hat? ... Wer weiß heute schon noch solche Arbeit zu schätzen. (Seite 376f)*

Das, was hier als Qualität beschrieben wird, hat einige Ähnlichkeit mit dem, was beim Zen Satori genannt wird, der eigentümliche Moment des ganzheitlichen Erken-

nens, in dem Subjekt und Objekt aufgehoben sind und Handelnder und Behandeltes oder Erkanntes eins werden. Darüber gibt es viele Zen-Geschichten, in der Motivationspsychologie wird Ähnliches unter dem Begriff „Flow“ behandelt. In Pirsigs Worten: *Wenn einer nicht von dem Gefühl des Getrenntseins vom Gegenstand seiner Arbeit beherrscht ist, dann kann man von ihm sagen, dass er mit Liebe zur Sache an seine Arbeit geht. Liebe zur Sache ist im Grunde genommen ein Gefühl der Identifikation mit dem, was man tut. Wer dieses Gefühl hat, der sieht auch die andere Seite der Liebe zur Sache, die Qualität selbst.*

*Was man also anstreben sollte, wenn man an einem Motorrad oder an irgendeiner anderen Aufgabe arbeitet, ist die Pflege des Seelenfriedens, der einen nicht von seiner Umgebung trennt. Wenn das gelingt, dann gelingt alles andere von selbst. Seelenfrieden erschafft richtige Werte, richtige Werte erschaffen richtige Gedanken. Richtige Gedanken bewirken richtiges Handeln, und richtiges Handeln bringt eine Arbeit hervor, die für andere ein sichtbares materielles Spiegelbild der heiteren Ruhe sein wird, die im Zentrum aller Dinge ist. (S. 313)*





## *Die Bibliothek der Sinne*

---

Die Bibliothek ist ein großer, magischer Raum voller Regale mit mehreren tausend Büchern. Ob man nun herkommt um zu recherchieren oder um zu stöbern, also gezielt durch die Gänge geht, oder einfach nur aufmerksam die Bücherrücken studiert - man taucht ein in eine andere Welt.

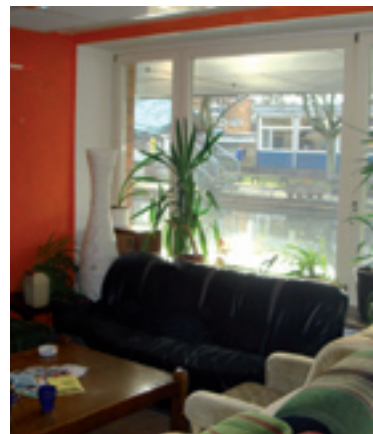
Hier herrschen Ruhe und Frieden. Nur von Zeit zu Zeit dringt leises Getuschel von den Computerplätzen ans Ohr.

Der Raum hat eine unbeschreibliche und nicht zu greifende Atmosphäre von Wissen und Weisheit, die aufs Papier gezwängt wurden. Trotz der Wärme bekommt man vor Ehrfurcht eine Gänsehaut.

Der Geruch von neuem und altem Papier trifft aufeinander und vermischt sich zu einem Duft, der jeden Bücherwurm anlockt.

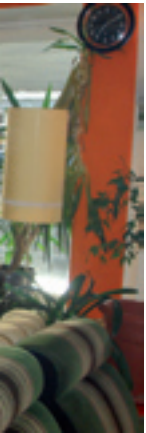
Das Auge erfasst nicht nur die riesige Menge der Bücher, sondern auch die präzise Strukturierung und Ordnung des Ganzen. Thema an Thema, Buch an Buch, Reihe an Reihe, Regal an Regal. Alle bunten, unifarbenen, dicken, dünnen, großen, kleinen, Bücher wurden genau gekennzeichnet und sorgsam einsortiert. Alle sind somit schnell zu finden.

Sofern sie nicht geklaut wurden.



## *Alles in Ordnung*

Die Attraktion auf dem Gelände EFH ist zweifellos der Teich, der von einer stattlichen Zahl riesiger Goldfische - wahrscheinlich Kois -, aber noch mehr Fröschen bewohnt wird. In der warmen Jahreszeit ist der Tümpel ein beliebter Treffpunkt, an dem die Studierenden - ganz berufsnah - das Sozialverhalten der laut quakenden Frösche studieren können. Im Vorbeigehen höre ich, wie eine Studentin zur ihrer Kommilitonin sagt: „Typisch Mann, immer aufgeblasen, und viel Lärm um nichts“. Vielleicht hat sie recht, aber solange die Frauen darauf reinfallen, ist ja alles in Ordnung. Neben den Hauptgebäuden, die im Stil der 70er Jahre gebaut wurden, stehen auch noch ein paar Pavillons, denen man durchaus ansehen kann, dass sie mal als Provisorium gedacht waren, und dass dieser Zustand schon eine ganze Weile andauert. Da die FH in der Trägerschaft der Kirche ist, darf natürlich auch eine kleine Kapelle nicht fehlen. Hier kann der Student - sofern sie geöffnet ist - Trost suchen, wenn er eine Klausur verhasen hat, oder auch aus anderen Gründen Beistand braucht. Was macht ein Studierender, wenn er Pause hat? Richtig, er geht Kaffeetrinken. Entweder in der Mensa oder im Cafe „Tümpi“. Letzteres wird von den Studierenden selbst bewirtschaftet. Das Tümpi ist das letzte Reservat der Raucher, denn es ist der einzige überdachte und im Winter geheizte Raum, in dem ein Raucher Schutz vor Verfolgung durch die immer intoleranter werdenden Nichtraucher findet. Minderheitenschutz ist eben auch ein Ziel Sozialer Arbeit.





## Nett

Vor dem Tümpel stehend gucke ich, in welchen Pavillon ich muss. Der Tümpel ist ein rechteckiges Betonbecken mit schmutzigem Wasser, anscheinend immer hungrigen orangefarbenen Fischen und viel Müll. Müll liegt im Schilf. Müll schwimmt auf dem Wasser. Aus den Mülleimern herausgeweht oder von Sozialarbeitsstudenten achtlos weggeworfen? Man weiß es nicht, stellt aber so seine Vermutungen an.

Studentinnen und Studenten jeden Alters gehen in unglaublicher Langsamkeit an mir vorbei. „Sozis“ und „Kombis“ und „Ersis“. „Studis“ der EFH. Nett.

Hier sind alle nett, man studiert ja was Soziales. Was genau studiert man hier? Dieses Rätsel können höchstens die „Dozis“ und „Lehris“ lüften. Aber die haben oft auch was anderes studiert. Etwas Konkretes, Richtiges. „Was Soziales“ ist da schon schwieriger zu definieren.

Mal sehen, wie lange diese netten und sozialen Studis hier überhaupt noch für ihren Beruf ausgebildet werden können. In Zeiten knapper Kassen muss auch die Kirche sparen. Warum dann nicht einfach die EFH schließen?

„Armut kotzt mich an“ steht an dem gesuchten Pavillon. Unter einem Pavillon stellt man sich meistens etwas anderes vor als das hier: Ein rechteckiger Flachbau, nass, mit Wasser und Schimmelflecken in den Ecken, klappriger Ausrüstung und dem gewissen muffigen Geruch.

Knapp 50 Studierende quetschen sich in einem Raum mit 30 Plätzen. 20 Studis sind für das Seminar vorgesehen. Teilnehmerbegrenzung. Das wohl wichtigste Wort in den ersten zwei, drei Semesterwochen. Und eigentlich wollen und müssen wir doch nur unsere Belegverpflichtungen erfüllen. Dieses Problem ist für die auch netten und sozialen Dozenten leicht zu lösen: Per Losverfahren werden mal eben 20 Studierende in das Seminar hineingelost. Ich nicht. Wie gestern und vorgestern auch. Glück in der Liebe, Pech im Spiel. Gute Voraussetzungen für die berufliche Laufbahn. An den hungrigen Fischen vorbeigehend entwerfe ich meinen Stundenplan zum fünften Mal.

## *Lesefrüchte*

---

### *Seminartitel:*

Ich war eine Dose / Ich bin Frau, Mann, Tochter, Sohn, Vater, Mutter, Student, Studentin, Sozialarbeiterin, Sozialarbeiter und noch viel mehr / Ich habe ein Rechtsproblem / Ich bin ein Rassist / Mann, oh Mann! / Wohnen, hausen, vegetieren / Haschisch, Heroin, Kokain / Unsere Sozialstation lässt uns nicht los / Die postmoderne Jugend sitzt im Religionsunterricht – was machen wir mit ihr? / Acht Wochen ohne Fernsehen – und was dann? / Der Wachmacher / Schrott / Wenn zu Hause nichts mehr klappt / it takes two to tango / Du hast mich angesprochen / Alles hängt mit allem zusammen / So geht das nicht weiter / Also, ich begreife es einfach nicht

### *Ausschreibungstexte für das Seminar: „Die älteste Männergruppe“*

#### *Das Gefühl in der Faust – nur für Männer –*

Als Männer haben wir ständig ein Netz zwischen uns und nur, was innerhalb der vorgegebenen Linien bleibt, kann unseren Beifall finden.

---

In dieser Veranstaltung werden wir jeweils nach dem Anwärmen das Annehmen und Abgeben sowie den harten Schlag von oben üben. Dabei werden wir auch Beratungskompetenz entwickeln. Doch: Mann muss auch mal alleine gehen und eine kurze Ecke reinbringen können. Mündliche Leistungen sind immer willkommen.

*Das Gefühl in der anderen Faust*  
- nur für Männer -

Es beginnt immer auf die gleiche Weise: Keuchend laufen Männer hintereinander her, setzen zum Überholen an, verausgaben sich, fallen zurück, geben auf. Erst wenn sie zu ihrer Mitte gefunden haben, können sie sich ins Gesicht sehen, ihre Kräfte anspannen und locker entspannen. Freilich gelingt dies nur, wenn ihnen gesagt wird, was sie tun sollen.

*Männer, die die Fäuste ballen*  
- nur für Männer -

Vor 2050 Jahren fand in einer römischen Arena ein Gladiator das Axiom: Treib Sport oder Du bleibst gesund. In der Gegenwart sind in den Medien sog. Sportredaktionen

eingesetzt, um die Richtigkeit dieser These erneut zu bestätigen. In unserer Übung werden wir nach Alternativen suchen. Wir wollen zusehen, ganz ohne Anabolika auszukommen. Darum können wir auf Dopingkontrollen und Urinproben verzichten. Wir werden andere Wege finden, uns zu pushen und dabei die Erfahrung machen, dass Leistungssteigerung Lustgewinn bringt.

*Die älteste Männergruppe*

Warum denn? Wenn Du siehst, dass die Gemeinsamkeiten mit anderen Männern größer werden und der kleine Unterschied immer kleiner, und Du gehst in diese Gruppe, dann fängst du an, Deine Runden selbst zu zählen! Immer wirst Du die Stimme hören: „Vergiss Deinen Atem nicht.“ Jetzt hast Du die Präsenz und Du machst den Punkt. Aber was zählt, ist Dein Schrei und das Lachen.

*Die älteste Männergruppe*

Ach was, Herbst. Mit langgehaltener Dehnung und schmetternden Schlägen kündigt sich wieder ein Frühling an.

## **Grußwort**

---

Zur Einweihung der Neu- und Ergänzungsbauten sage ich der Evangelischen Fachhochschule herzliche Grüße.

Mit der Gründung der Evangelischen Fachhochschule Hannover haben wir in unserer Landeskirche zum ersten Mal eine eigene Hochschule errichtet. In Berufen der Wohlfahrtspflege haben wir zwar schon seit mehr als 90 Jahren ausgebildet; aber erst die Zusammenführung der Wohlfahrtspflegeschule des Stephansstiftes und der Wichernschule (Höhere Fachschule für Sozial- und Jugendarbeit) führte über die „Vereinigte Ausbildungsstätte“ 1971 zur staatlichen Anerkennung als Fachhochschule.

In den seither vergangenen mehr als 25 Jahren ist die Studierendenzahl ständig gestiegen. Neue Studiengänge sind hinzugekommen; inzwischen ist neben den Fachbereichen Sozialwesen und Religionspädagogik der Fachbereich Gesundheitswesen errichtet worden. Veränderungen in den Curricula - etwa die als beispielhaft geltende Entwicklung des Lernbereichskonzeptes - haben den Lehrbetrieb verändert.

Die Ev. Fachhochschule hat auf die veränderten Anforderungen stets flexibel reagiert. Sei es mit der Errichtung des Instituts für praxisbezogene Forschung, der Errichtung der Zentralen Einrichtung Weiterbildung oder der Angliederung des Instituts für Kinder- und Jugend-

lichenpsychotherapie. Immer stand im Mittelpunkt, den sich verändernden Anforderungen an Lehre, Studium, praxisbezogene Forschung und Fort- und Weiterbildung Rechnung zu tragen und einen eigenen, unverwechselbar kirchlichen Beitrag zu Veränderungen zu leisten. Dies gilt auch für die jüngst vollzogene Eingliederung des Pastoralpsychologischen Instituts. Allen, die über die Jahre zu dieser Arbeit der Ev. Fachhochschule beigetragen haben und heute beitragen, gilt mein Dank.

Ich erinnere mich, wie der Gedanke, dass eine Kirche eine Fachhochschule trägt, zu Beginn für manche gewöhnungsbedürftig war. Inzwischen hat die Evangelische Fachhochschule jedoch ihren festen Platz in der Reihe der landeskirchlichen Einrichtungen eingenommen.

Unsere Aufgabe ist es, immer wieder neu zu überlegen, wie die Kirche in den Herausforderungen und Veränderungen unserer Zeit so agieren kann, dass unser Glaube für die Menschen verstehbar und hilfreich ist. Wir werden uns in der pluraler werdenden Gesellschaft verstärkt darum bemühen müssen, als Christen in unserem Reden und Tun erkennbar zu sein. Das gilt natürlich für unser Handeln als Kirche, aber auch darüber hinaus für das Leben und Arbeiten im „profanen“ Alltag.

Ich wünsche der Ev. Fachhochschule, dass sie durch ihre wissenschaftlich-praktische Arbeit dazu auch in Zukunft einen wichtigen Beitrag leistet. Dazu wünsche ich ihr Gottes Segen.

*D. Hirschler, Landesbischof*

---





# Sparen als „göttli

Wie sich die Synode der hannoverschen Landes

VON MICHAEL B. BERGER

**Hannover.** „Würden wir unsere kuscheligen Angebote in den Kirchengemeinden wirklich aufgeben, um etwas Neues zu probieren, wenn es die Finanznot denn nicht gäbe?“, fragt der Synodale Jörn Suborg – und keiner widerspricht. Selten hat sich eine Institution so ruhig eine Schrumpfkur verordnet wie die Synode der hannoverschen Landeskirche in dieser Woche. „Es könnte im Abdrehen des Geldhahnes auch ein göttlicher Fingerzeig zu sehen sein“, sagt der Synodale Jan Hermelink.

Der göttliche Fingerzeig, von dem der Theologieprofessor vor den 100 Synodalen in Hannover spricht, ist höchst profaner Natur. Das Kirchenparlament will auf Vorschlag eines Perspektivausschusses rund 80 Millionen Euro in den nächsten vier Jahren einsparen. Rund ein Drittel der 28 000 Stellen in der Landeskirche könnte bis zum Jahr 2010 ent-



In der Spardébatte: Landesbischöfin Margot Käßmann. Heuer

fallen, zumeist durch natürliche Fluktuation. Doch im Gegensatz zum Sommer, als die Synode von Protesten gegen mögliche Schließungen begleitet wurde, bleibt es diesmal ruhig.



# „Göttlicher Fingerzeig“

## Kirche in aller Ruhe eine Schrumpfkur verordnet

Ein Großteil der Sparvorschläge ist in monatelanger Ausschussarbeit akzeptiert worden. „Von 120 Vorschlägen des Perspektivsausschusses gab es nur 20 Abweichungen“, lobt der Synodale Jörn Suborg, der als Sprecher der „Gruppe Offene Kirche“ (GOK) einer der Wortführer im Kirchenparlament ist. Selbst eines der größten Konfliktthemen der Synode, die Zukunft der kräftig subventionierten „Evangelischen Zeitung“, sei auf einem guten Weg.

Das ist eine redliche Formulierung. Denn hier hat es am Dienstagabend heftige Auseinandersetzungen gegeben – so weit das Adjektiv „heftig“ überhaupt zu Synodensitzungen passt. Die konservative Gruppe „Lebendige Volkskirche“ möchte die „EZ“, die wöchentlich erscheint, unbedingt erhalten – auch Kirchenfürsten sehen sich gern gedruckt. Die „Gruppe Offene Kirche“ liebäugelt hingegen mit dem in Frankfurt hergestellten Monatsmagazin „Chrismon

plus“ – um einen reichlichen Niedersachsenteil erweitert. Was tun?

Die Synodalen zögern und übergehen erst einmal den Rat ihrer publizistischen Berater, die Zeitung möglichst schnell einzustellen, um noch Kraft für einen Neuanfang zu haben. Sie gewähren dem Blatt mit einer Auflage von 26 000 Exemplaren eine Gnadenfrist bis nächsten Sommer. Der Zuschuss wird von 900 000 Euro im Jahr auf 400 000 gesenkt. Im Sommer soll über ein neues Angebot im Printbereich entschieden werden.

Für die Fachhochschule Hannover, diverse Heimvolkshochschulen, Missionseinrichtungen und kirchliche Gebäude weist der „göttliche Fingerzeig“ in verschiedene Richtungen. Wollen sie überleben, müssen sie nach anderen Trägern Ausschau halten. Auf einem „guten Weg“ seien die Verhandlungen mit dem Land über die Übernahme der Fachhochschule Hannover, sagt der Synodale Rolf Bade. Niemand widerspricht.





## GLAUBE – LIEBE – HOFFNUNG

334

1. Dan - ke für die - sen gu - ten Mor - gen,  
dan - ke für je - den neu - en Tag. Dan - ke,  
daß ich all mei - ne Sor - gen auf dich wer - fen mag.

2. Danke für alle guten Freunde, / danke, o Herr, für jedermann. / Danke, wenn auch dem größten Feinde / ich verzeihen kann.

3. Danke für meine Arbeitsstelle, / danke für jedes kleine Glück. / Danke für alles Frohe, Helle / und für die Musik.

4. Danke für manche Traurigkeiten, / danke für jedes gute Wort. / Danke, daß deine Hand mich leiten / will an jedem Ort.

5. Danke, daß ich dein Wort verstehe, / danke, daß deinen Geist du gibst. / Danke, daß in der Fern und Nähe / du die Menschen liebst.

6. Danke, dein Heil kennt keine Schranken, / danke, ich halt mich fest daran. / Danke, ach Herr, ich will dir danken, / daß ich danken kann.

T UND M: MARTIN GOTTHARD SCHNEIDER (1961) 1963



<b>Möhreneintopf</b>					
	Zubereitungszeit:		Saison:	Schwierigkeitsgrad:	Arbeitsgerät:
	2 Std.		Juni-Oktober	einfach	Gemüsemesser, Kochlöffel groß, Sieb groß
			Schnittform:		
	Anzahl der Personen	<b>250</b>	mittelgroße Würfel (Gemüse und Kartoffeln), Fleisch in etwas größere Würfel		
Zutaten:					
Rindfleisch	<b>31,25</b>	<b>kg</b>			
Bund Suppengemüse	<b>20</b>	<b>Bund</b>			
Kartoffeln	<b>31,25</b>	<b>kg</b>			
Möhren	<b>31,25</b>	<b>kg</b>			
Salz	<b>pi mal Daumen</b>				
Pfeffer	<b>„</b>				
Majoran	<b>„</b>				
Petersilie	<b>25</b>	<b>Bund</b>			

**Vorbereitung:**  
Fleisch mit dem geputzten und kleingeschnittenen Suppengemüse in 120 Liter Wasser auf kleiner Flamme kochen, bis das Fleisch gar ist. Herausnehmen und in Stücke schneiden. Petersilie putzen und hacken

**Zubereitung:**  
Brühe durch ein Sieb gießen und die gewürfelten Kartoffeln und Möhren ca. 20 Min. darin gardünsten. Fleischwürfel wieder zugeben und mit den Gewürzen abschmecken.

**Zum Service:**  
Petersilie darüber streuen. Portionsgröße für eine Hauptsuppe ist ca. 300 - 350 ml. Vorsuppe 150 - 200ml.

**Tipp:**  
**Anstelle des Rindfleisches kann man auch Schweinerippchen nehmen. Schmeckt kräftiger.**





M E







## *montagmorgenmensaskizze*

---

Drinne, am Tisch, vornübergebeugt, mehr liegend als sitzend. Gedämpfter Lärm. Der Blick eng, die Wahrnehmung flächig, von drinnen nach draußen, durch die Scheibe, und draußen gedämpfte Farben durch das Fehlen der Sonne. Was vorhin noch strahlte, ist jetzt eingehüllt vom Licht der Wolken.

Vor dem blauweißen Kastengebäude steht der Baum mit dem kurzen, kräftigen Stamm, ummantelt von graugrüner Rinde mit weißen Schlieren, deren raue Oberfläche am Stamm aufzusteigen scheint, ein reliefartiges Protokoll des Wuchses. Am Stamm kräftige Äste, ringsum: Erst horizontal herausragend, dann steil aufsteigend, sich verjüngend, wetteifernd - der Drang zum Licht. Und hätten die dichten grünen Blätterbüschel am Ende der dünnen Zweige nicht den Wuchs gebremst, sie wären der Sonne entgegen gewachsen und verbrannt.

Ein dichtes Wolkenfirmament überdacht die Szenerie, kein Lüftchen regt sich, und am Horizont hängen Wolken wie schwarze Cadillacs vom Himmel. Alles steht, nur der Regen fällt leise aus dem Grau, kaum sichtbar, und doch sammelt er sich über mir und stürzt sich in dichten, klaren Stricken vom Dach. Einer Kellerassel ist ihr Leben lieb, sie rettet sich umständlich durch die Landschaft aus Pflastersteinen in eine Ritze und hält sie für ein gutes Versteck. Wir beide hocken vornübergebeugt, mehr liegend als sitzend, und warten auf den Dienstag.

*Martin Droste*





## ***Sommer-Bank***

---

Und wieder sitze ich auf dieser Bank.

Doch diesmal ist es dunkel und kalt. Die Lichter der Bibliothek spiegeln sich auf der glatten Wasseroberfläche des „Tümpis“. Ein leichter Wind geht, Bäume rauschen und das Geräusch vorüberfahrender Autos ist aus der Ferne zu hören.

Das letzte Mal war hier alles anders.

Es war Sommer, die Sonne knallte bereits am Vormittag unerbittlich auf mich herab, und um mich herum war das nervenaufreibende Treiben eines normalen FH Dienstags. Die blendende Helligkeit war nur mit Sonnenbrille zu ertragen und der Gedanke an das nächste Seminar einfach unerträglich. Anderthalb Stunden lang Hartz IV, in erstickender Hitze, auf unbequemen Stühlen, mit den Gedanken bereits in den Semesterferien und bei all den Dingen, die noch davor erledigt sein wollten.

Die Alternative war wesentlich verlockender: Auf dieser Bank sitzen bleiben, ein Eis genießen, aus dem Schatten heraus den schwitzenden Kommilitonen bei der Arbeit zusehen und nach einem Plausch mit einer Gleichgesinnten die FH bis zum nächsten Morgen sich selbst zu überlassen.





## *Winter-Cafete*

---

Noch kann man hier draußen sitzen, aber in ein paar Monaten werden die weißen Plastikmöbel und bunten Sonnenschirme wieder verschwunden sein. Keiner wird sie dann mehr brauchen. Die Menschen, die jetzt auf, an und unter ihnen sitzen, werden die umliegenden Gebäude dann nur noch im größten Notfall verlassen, etwa, wenn sie ganz dringend „eine rauchen“ müssen. Sie werden hier stehen, in Jacken und Schals gehüllt und vor Kälte zitternd von einem Bein aufs andere treten. Eine Hand hält die Zigarette, die andere umklammert krampfhaft den heißen Kaffeebecher. Eine nicht grade verlockende Vorstellung, aber bis sie zur Realität wird, dauert es hoffentlich noch einen warmen, langen Sommer.

*Maren Freise*

---



## *Campus-Geflüster*



Ich liege auf einer Bank am Hauptweg des Campus. Ab und zu blendet mich die Sonne, die aber recht schnell wieder hinter den Wolken verschwindet. Die Temperatur empfinde ich als sehr angenehm. Es ist nicht zu warm und nicht zu kalt. Man hat das Gefühl, als ob der Sommer vor der Tür steht. Es riecht nach Sonne und Natur, obwohl die Straße nicht weit weg ist und man den Straßenlärm hört. Vor kurzem ist ein Krankenwagen mit eingeschalteter Sirene vorbeigefahren. Es gibt jedoch auch andere Geräusche um mich herum. Aus Pavillon 9 ertönt Professor N.s durchdringende Stimme. So laut, dass man das Gefühl hat in seiner Vorlesung zu sitzen. Neben mir sitzt ein Pärchen, das sich ausführlich über N.s Erzählpraktiken auslässt. Ihrer Meinung nach redet er mit leiser Stimme, bis er zu einem wichtigen Detail kommt. Dann hebt er seine Stimme und auch der Letzte im Raum ist wieder wach.

Im Eichenbaum neben mir zwitschert eine Amsel und im Tümpel quaken die Frösche um die Wette. Ein Vater steht mit seinem Sohn am Tümpelrand und die beiden beobachten die Frösche, die in den Tümpelpflanzen sitzen und ihre Backen aufblasen. Von Zeit zu Zeit hört man ein lautes Happs, wenn die Koi-Karpfen an der Wasseroberfläche nach etwas Essbarem schnappen. Ein Pusteblumensamen fliegt vor meinem Gesicht entlang und landet im Blumenkübel neben mir.

Es herrscht eine entspannte Stimmung, Studenten gehen an mir vorbei, sie unterhalten sich leise. Herr N. ist auch nicht mehr am Lamentieren. Ein Insekt landet auf meiner Hose und krabbelt an meinem Fuß hoch. Ich schüttele es mit einer leichten Bewegung ab. Wenn ich mich jetzt auf den Rücken legen würde, wäre ich wahrscheinlich in kürzester Zeit eingeschlafen.

*Lena Schultz*





## Glücklich

---

Ein herrlicher Tag im Mai.

Die Sonne steht bereits hoch am Himmel. Obwohl noch vormittags, ist es bereits angenehm warm. Viel zu schön, um in einem der kalten und muffigen Pavillons der monotonen Stimme zu lauschen, die das ohnehin schon fade Thema des letzten sinnlichen Reizes beraubt.

Dann also lieber hinaus.

Die Sonnenstrahlen erwärmen mein Gesicht, eine wohlige Wärme durchströmt den ganzen Körper. Ein frischer, erdiger Geruch erfüllt die Luft. Die jungen, zarten Halme, die meine Haut berühren, sind eine wunderbar sanfte Unterlage.

So liege ich wohligher entspannt, lausche dem frohen und bunten Gesang der Vögel und fühle mich glücklich.

Wie faszinierend und makellos sind Gottes Werke. Was kann ich kleines Menschlein wohl noch hinzufügen?

Und dennoch. Dazu möchte ich mich gebrauchen lassen: Hilfe zu sein in der vom Menschen gemachten Not, der Armut, dem Unrecht und dem Leiden.

Was für ein Vorrecht, hier sein zu dürfen. Hören. Lernen. Hoffen.

Während es ganz still in mir wird, erstrahlt dieser Ort in orangeroter Leichtigkeit, die hinter meinen geschlossenen Augen farbenfrohe Gedanken entstehen lässt. Sie formen sich zu Bildern, sonnendurchflutet und harmonisch rund. Der sanfte Wind, der meine Haut streichelt, lässt mich nun vollständig vergessen, wo ich bin.

*Jens Lundberg*



## *Wechsel der Dinge*

---

Wir sitzen so fröhlich beisammen  
und haben einander so lieb,  
erheitern einander das Leben;  
ach wenn es doch immer so blieb!

Es kann ja nicht immer so bleiben  
hier unter dem wechselnden Mond.  
Es blüht eine Zeit und verwelket  
was mit uns die Erde bewohnt.

Doch weil es nicht immer so bleibet,  
so haltet die Freude recht fest.  
Wer weiß denn wie bald uns zerstreuet  
das Schicksal nach Ost und nach West.



## 326. Ewiger Wechsel.

Fröhlich. Himmel. 1802.

Es kann ja nicht im-mer so blei-ßen hier un-ter dem wech-seln-den  
 Wend —, es blüht ei-ne Zeit und ver-schwin-det, was mit uns die Er-de be-  
 wehnt —, was mit uns die Er-de be-wehnt.

- |   |  |
|---|--|
| 2. Es haben viel fröhliche Menschen<br>Lang vor uns gelebt und gelacht;<br>Den Ruhenden unter dem Grabe<br>Sei freundlich ein Becher gebracht!    | 5. Doch weil es nicht immer kann bleiben,<br>So haltet die Freude recht fest!<br>Wer weiß denn, wie bald uns zerstreuet<br>Das Schicksal nach Ost und nach West. |
| 3. Es werden viel fröhliche Menschen<br>Lang nach uns des Lebens sich freun<br>Und Ruhenden unter dem Grabe<br>Den Becher der Fröhlichkeit weihn. | 6. Und sind wir auch fern von einander,<br>So bleiben die Herzen sich nah',<br>Und alle, ja alle wird's freuen,<br>Wenn einem was Gutes geschah.                 |
| 4. Wir sitzen so fröhlich beisammen<br>Und haben uns alle so lieb;<br>Wir heitern einander das Leben:<br>Ach, wenn es doch immer so blieb'!       | 7. Und kommen wir wieder zusammen<br>Auf wechselnder Lebensbahn,<br>So knüpfen an's fröhliche Ende<br>Den fröhlichen Anfang wir an.                              |

Gedicht von Kopchue 1802. Zuerst gesungen in Fremdenkreisen zu Weimar am Geburtstage von Kopchues Frau, 6. Mai 1802. Gedruckt mit dieser Melodie im Februarheft des Juni-mäthigen 1803, war aber als Einzeldruck schon 1802 vorhanden. Kopchue hat es später an mehreren Stellen geändert, noch mehr änderte das Volk, das gewöhnlich bloß 1. 4. und 5. Strophe singt. In der Demagogiezeit war das Lied in Studentenkreisen verpönt und darum in keinem burschen-schaftlichen Gemüthsbuch jener Zeit; nur die Philister sangen es fest (erzählt Hoffmann). Die noch bekannte, allzeit dem Liede geeignete Melodie ist von J. F. Himmel 1802 komponirt.



Wiebke Ammann  
Rüdiger van Alste  
Rolf Balgo  
Wolfgang Barre  
Gerhard Becker  
Dagmar Berg  
Manuela Blümel  
Michael Brömse  
Christiane Burbach  
Margareta Daitche  
Dörte Detert  
Heike Dieball  
Michael Eink  
Doris Feller  
Hans-Peter Fischer  
Monika Fischer  
Dagmar Fischer-Waldowski  
Roswitha Funder  
Ingeborg Funke  
Friedrich-Martin Geiß  
Sigrun Goll  
Angelika Grabitz  
Annette Groh

Thomas Grosse  
Gudrun Guttenberger  
Petra Hartleben-Baildon  
Friedrich Heckmann  
Barbara Hellige  
Georg Bruno Herrmann  
Ilona Herrmann  
Angelika Heydecke  
Ralf Hoburg  
Ramona Hocke  
Erich Hollenstein  
Karin Horstkotte  
Kirsten Hoyer  
Regina Hummitzsch  
Christa Hüper  
Christiane Jentzen-Ang  
Norbert Karge  
Burkhardt Keese  
Rosemarie Kerkow-Weil  
Hella Kernchen  
Barbara Ketelhut  
Christiane Kilic  
Gerd zu Klampen

Nicole Klüver  
Angelika Koch  
Wolf-Dietmar Kohlstedt  
Ekkehard Kreutter  
Elsbeth Krieg  
Carola Kuhnert-Scheibe  
Petra Langer  
Kea Lettow  
Dagmar Lindenberg  
Karin Lührmann  
Ulrike Mattke  
Winfried Möller  
Christian Müller  
Sigrid Neckermann  
Christoph Nix  
Uta Oelke  
Andreas Osterloh  
Immo Otte  
Uta Parrish  
Nicole Piroth  
Annette Plobner  
Enno Podehl  
Hella Pörtner

Kornelia Rappe-Giesecke  
Bettina Rehmann  
Doris Röde  
Petra Rolfes  
Joachim Romppel  
Norbert Rückert  
Uta Schatteburg  
Christoph Seidel  
Michael Simon  
Katrin Stange  
Wolfram Stender  
Burchard Stier  
Gabriele Strangfeld  
Maria-Anna Strege  
Gregor Terbuyken  
Monika Tibbe  
Ludger van Gisteren  
Martina Walter  
Dieter Weber  
Christine von der Wellen  
Simone Wustrack  
Marianne Zech

## Die Ehemalige, oder: Was bleibt

Eine für alle.

Vielleicht sogar unsere?

Ach was. Andere entscheiden,

Nicht wir. So ist das

Ganz einfach.

Ehemalige Evangelische Fachhochschule Hannover.

Lohnte sich nicht.

In dubio contra reo.

S

C ade

H

Eigentlich.

Für uns

Aber bleibt der

Campus trotzdem so etwas wie

Heimat.

Heimat? Nun übertreib mal nicht.

Oh Verzeihung. Aber

Charme

Hat er

Schon, unser

Campus.

Hier kann man

Unterrichten bis der Mund fusselt,

Lernen bis der Kopf brummt,

Essen bis man satt ist,

Hocken bis man platt ist,

Arbeiten bis gut ist,

Nichts tun bis es langweilig wird,

Nachgucken, wer so da ist,

Oder sich draußen auf die Bank setzen und quatschen. Das alles und noch

Viel mehr ist die

EFH. Das bleibt.

Richtig?

Monika Tibbe

EVANGELISCHE FACHHOCHSCHULE MANNHOVER

erbaut als Wichernschule 1961  
gegründet als Fachhochschule 1971  
erweitert 1986  
erweitert 1998

Selig sind die Hungere und Dürster,  
nach der Gerechtigkeit,  
denn sie werden satt werden.

MATTH. 5, 6

erbaut als Wichernschule 1961  
gegründet als Fachhochschule 1971  
erweitert 1986  
erweitert 1998



## Ohne EFH

---

Von:  
Gesendet: Freitag, 30. Juni 2006 13:07  
An: Cordes, Martin  
Betreff: Sommergruß

Hallo Martin

Ohne EFH ist es sehr komisch. Aber der Tag geht auch so dahin. Also, ich wünsche dir eine schöne Sommerzeit.

Liebe Grüße,  
Barbara











## **Quellenangaben**

---

Texte:

- S. 9, 31, 88** Kabarettgruppe der EFH, WS 2004/05: Friedrich Heckmann, Annita Kalpaka, Gerd zu Klampen, Angelika Koch, Ulrike Mattke, Annette Plobner, Hella Pörtner, Carla Rosendahl, Monika Tibbe, Dagmar Waldowski, Marianne Zech
- S. 41** Sammlung aus dem KommForum vom 3.12.03
- S. 42** Aus: P. G. Jahn – ein Landsknecht Gottes, in: „Gestern war heute schon morgen“ (Hannover, März 1990)
- S. 46/47, 60, 62, 64, 79, 81, 83, 85, 87** Texte aus den Seminaren „Kreatives Schreiben“ von 2005 - 2007
- S. 52** Brief an die Fachgruppe Sozialarbeit vom 2.2.2001
- S. 58/59** Aus der Rede im KommForum am 28.10.2003 nach der Wahl zum Präsidenten der EFH
- S. 66/67** Aus Vorlesungsverzeichnissen von 1991 – 2004
- S. 68** Aus: Eine Informationsschrift anlässlich der Neueinweihung der Evangelischen Fachhochschule, Hannover, Oktober 1998
- S. 70/71** Hannoversche Allgemeine Zeitung vom 24.11.05
- S. 73** Evangelisches Gesangbuch Niedersachsen/Bremen 1994
- S. 75** Christine von der Wellen im Februar 2007
-

Bilder:

**S.7** Eva Figge, Notizen während einer Dienstbesprechung, o. J.

**S. 8, 40, 74, 76/77** Aktion „Essen für die Mensafrauen“ am 28.6.06. Fotos von Thomas Langreder

**S. 14/15, 27, 30, 38/39, 40, 43, 54, 62, 78/79, 80, 82/83, 84/85, 92** Fotos von Silke Gravert, 2006 und 2007

**S. 24** Hannoversche Allgemeine Zeitung vom 24.06.87. Sit-in von Studierenden und einer Dozentin der EFH gegen Stellenkürzungen und Pläne zur Einführung von Studiengebühren

**S. 32** Foto von Ekkehard Kreutter, 2007, ebenso das Kunstwerk mit dem Titel „Zweites Leben“. Die Masken wurden in Seminaren von Studierenden geformt, dann aber vergessen.

**S. 42/43, 56, 60, 72/73, 88** Fotos aus dem Archiv von Eva Figge, o. J.

**S. 46, 50, 64, 69, 86/87** Fotos aus dem Archiv von Christoph Seidel, o. J.. Das Foto auf **S.69** zeigt eine von Studierenden initiierte Aktion während der Sommer-Synode 2005.

**S. 48/49** Fotos aus den Archiven von Martin Geiß, Regina Hummitzsch, Eva Figge und Christoph Seidel, o. J.

**S. 70/71** Hannoversche Allgemeine Zeitung vom 14.11.05

